

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Nichtiges Mutter. Von Richard Hehler	41
Das Budget einer armen Frau. Von Leon Feitlin	47
Sprüche. Von Herbert Huskams Anoop	54
Dreißig sozialistische Chören. Von Gustav Leubauer	56
Bucher. Von Karl Jennich	68
Darfe. Von Georg Busse-Palma	73
Ringsigen. Von Lessing, Geh, Prod, Samacher, Heinrich Mann	75
Gründerrrechte. Von Leben	78

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8 a.

1907.

Insektiv-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria Restaurant früher *Kons* Berlin Unter den Linden 32



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138, 9.

Fernsprecher
Amt Wilmersdorf No. 651.



Selzer
Laurence & Co., HOLL.



Natürl.
Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause,** Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5305.

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**



Der **orthozentrische Kneifer** D. R. P. angemeldet, American Patent No. 828812 und andere Auslandspatente ist der anerkannt Beste, von den hervorragendsten Aerzten empfohlen, u. nur bei unseren eigenen Firmen in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg käuflich. Verblüffend einfach, hochsteleg, sitzt unser Kneifer fest ohne zu drücken; er überbrückt Tränenkanäle, verhindert Schielen d. seine absolut korrekte u. stabile Zentrierung, ist d. vollkommene Ersatz f. d. Brille u. eine Wohltat f. alle Knaifertragende. Prosp. u. Alleinvert. nur: **Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft**, m. b. H. Berlin W., Potsdamerstr. 182 (3 Min. v. Potsd. Pl.) d. 10. Lad. v. d. Eichhornstr. Man achte genau auf Firma u. lasse sich d. 3hnt. Anpreis. nicht täuschen. Vor-Nachnah. w. eindringl. gewarnt. **Grosse Auswahl** in Brillen, Lorgnetten, Opernglasern, Prismen-Binocles.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronze-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.



Berlin, den 12. Januar 1907.

Nietzsches Mutter.

Daß Frau Förster-Nietzsche in der Biographie ihres Bruders nur wenig von Nietzsches Mutter spricht, ist erklärlich: das Buch wurde geschrieben, als Frau Nietzsche noch am Leben war. So hat Frau Förster sich damit begnügt, ihre Mutter nur da zu erwähnen, wo es der Zusammenhang der Ereignisse unbedingt nöthig machte; aber auch da tritt sie nicht aus dem Halbdunkel hervor, in das sie gestellt ist. Deshalb war es möglich, daß man sich sehr verschiedenartige, sehr unzutreffende Vorstellungen von dieser Frau gemacht hat.

Nur ungern hat Frau Förster-Nietzsche den Forderungen ihres feinen Taktgefühls nachgegeben: sie hätte lieber in einer scharf umrissenen Skizze das eigenartige Wesen ihrer Mutter, des ganzen Familientypus gezeigt. Aber damals wurde sie durch die Rücksicht auf die eigene Mutter und auf deren noch lebende Geschwister zu einer gewissen Zurückhaltung genöthigt. Wenn sie überhaupt eine positive Charakterisirung geben wollte, mußte sie diese Natur von dem Zusammenhang des Familienkreises aus beleuchten, in dem sie geworden war. Das drängt sich Einem auf, so oft man Frau Förster-Nietzsche über die Familie ihrer Mutter sprechen hört; sie weiß die Gestalten mit sehr lebhaften und charakteristischen Farben hinzumalen.

Jetzt ist Frau Nietzsche beinahe zehn Jahre tot und auch von ihren zehn Geschwistern ist Niemand mehr am Leben; die letzte Schwester ist im vorigen Jahr gestorben. Das jüngere Geschlecht aber ist in seinem Typus bereits wieder durch neu hinzugekommene Familientendenzen variiert worden und kann sich durch eine unbefangene Schilderung nicht mehr unmittelbar berührt fühlen.

Nicht jedes Lebensereigniß, nicht jeder vereinzelter Charakterzug interessiert uns an der Mutter eines bedeutenden Menschen: unsere Aufmerksamkeit vermögen in einem solchen Fall nur die Anlagen und Eigenschaften zu fesseln, die sich

in dem Sohn noch um einige Grade gesteigert und zu mächtigen schöpferischen Fähigkeiten entfaltet haben; ein paar Andeutungen dieser Art können dazu helfen, den Mann und sein Werk besser zu verstehen, zu schätzen und zu überwinden.

Niepssches Mutter war nicht in dem Sinne eine „bedeutende“ Frau, in dem man dieses auszeichnende Beiwort von literarisch oder künstlerisch hervorragenden Persönlichkeiten, wie von der Mutter Schopenhauers, gebraucht. Sie hat nie das Bedürfnis empfunden, ihre Fähigkeiten aktiv zum Ausdruck zu bringen; nur gegen das Ende ihres Lebens begann sie, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Uebrigens waren einfach ihre Vorbildung und die von ihrer Umgebung ausgehenden Anregungen (wenigstens in ihrer Jugend) nicht der Art, daß ihr das Hervortreten mit eigenen Gestaltungen natürlich erschienen, überhaupt nur nahegelegt worden wäre: sie ist weit von jeder größeren Stadt aufgewachsen, in einem jener einfachen, so anziehenden Landpfarrhäuser des alten Stiles, wo man mit erquickender Natürlichkeit und Sorglosigkeit lebte, wo die freigiebigste Gastfreundschaft selbstverständliche Ehrensache war, wenn auch die Mittel dazu im Grunde nie ausreichten, wo man sich aber um die geistige Ausbildung der Kinder, namentlich der Mädchen, nicht allzu viele Skrupel machte. Sie hat sich dann sehr früh verheirathet, wieder in ein einfaches Landpfarrhaus; und so ist erklärlich, daß sie in ihren Briefen mit Orthographie und Satzkonstruktionen immer etwas auf dem Kriegsfuß geblieben ist. Was aber an dieser Frau als etwas sehr Merkwürdiges in die Augen fiel, was ihr in Raumburg die intime Freundschaft sehr feinsinniger und kultivierter Familien eingetragen hat, Das war eine starke und sehr sympathische Originalität. Deshalb scheue ich mich nicht, sie eine bedeutende Natur zu nennen. Man könnte sie mit der Mutter Goethes zusammenstellen, nicht so sehr wegen der Ähnlichkeit einzelner Charakterzüge wie wegen der Verwandtschaft des Typus von Weiblichkeit: diese Naturen stellen sozusagen Konzentritt das Genie des weiblichen Wesens dar, sie sind ihrer selbst unbewußt, aber in sich einheitliche, in sich selbst ruhende, volle, gesunde Kräfte, sie tragen den Keim eines Höheren in sich, sie sind die besten Möglichkeiten zu großen Menschen und es bedarf nur einer günstigen Verbindung mit der ergänzenden männlichen Natur, um sie zur Hervorbringung des aktiven Genies zu bereiten.

Ich nannte die Originalität der Mutter Niepssches eine sympathische: sie war das Gegentheil alles Berechneten, Gesuchten. Diese Frau ist immer in gewissem Sinn ihrer selbst unbewußt, naiv geblieben. Sie wußte sicher nicht, daß sie Menschen und Lebensverhältnisse auf ihre besondere Weise sah und darzustellen vermochte. Sie hatte ihren eigenen Wortschatz, gebrauchte bestimmte bevorzugte Wendungen in etwas ungewöhnlicher Art, mit einer kleinen Nuance der Bedeutung: darin kam ein unbewußter Trieb zur Festlegung individueller Grenzen, ein Anflug harmlosen Ueberlegenheitsgefühles zum Aus-

druck. Und eine gewisse schöpferische Begabung zeigte sich in der Fähigkeit, den unbedeutendsten alltäglichen Erlebnissen, die bei den meisten Menschen nicht einmal ins Gesichtsfeld bewußter Aufmerksamkeit treten, noch eine interessante und amüsante Seite abzugewinnen. Es war ein Vergnügen, ihr zuzuhören, wenn sie nur die Beobachtungen während einer Bahnfahrt von wenigen Stunden wiedergab; man staunte über den psychologischen Scharfblick, mit dem sie die Menschen erkannte und beurtheilte; dabei erhob sie die Individuen gleichzeitig wieder ins Allgemeine, Typische, Ideale. Uebrigens lag im Hintergrund ihrer Schilderung meist ein Hauch des Moquanten, eine Neigung, Menschen und Dinge komisch zu finden, die aber harmlos blieb und nie die unerfreuliche Form des Hässlichen, Gehässigen, Scheelen annahm. Was die Liebenswürdigkeit ihrer Darstellungsweise wesentlich erhöhte, war der eigenthümliche Wohlklang ihrer Stimme: schon als Kind ist mir aufgefallen, wie ungewöhnlich schön sie Gedichte vorzutragen verstand.

Und dann ihr Aeußeres: eine ziemlich kleine Gestalt mit sehr graziösen, runden Formen und Bewegungen, mit tiefschwarzen, in der Mitte gescheitertem Haar, das bis zu ihrem Tod, im zweiundsiebenzigsten Lebensjahr, seine ursprüngliche Farbe bewahrt hat, mit dunkelbraunen, unter gewölbten Brauen tief zurückliegenden Augen und mit einem runden, sehr harmonisch geformten Gesicht, dessen Wangenroth selbst auf dem Totenbett nicht völlig erloschen war. Sie gehörte zu den Frauen, die noch in hohem Alter einen letzten Schimmer des Schönheitstreibes haben, der uns unwillkürlich den Gedanken aufdrängt: Wie entzückend muß sie in ihrer Jugend gewesen sein!

Man wird begreifen, daß ihr kleines Haus am alten Stadtgraben in Raumburg von feinsinnigen, für erfreuliche Eigenart empfänglichen Menschen gern aufgesucht wurde: sie stellte inmitten ihrer eigenen Welt etwas Besonderes dar, das man nicht so leicht in ähnlicher Weise wiederfand. Vor Allem sah sie gern fröhliche, lachende, übermüthige Jugend um sich; und die Jugend kam gern zu ihr: denn im Aeußeren wie im Temperament machte diese Frau den Eindruck ewiger, unverwüstlicher Jugendlichkeit.

Sie sah die glänzende Laufbahn ihres Sohnes, erlebte auch noch seinen wachsenden Ruhm. Doch war sie seinen Fähigkeiten gegenüber eher zur Skepsis als zu unbedingter Bewunderung geneigt. Einst sprach sie unwillig über eine Eigenart ihres Frey in Gegenwart ihres Vaters, des alten Landpfarrers von Nobles; da erhob sich der Greis und rief in fast feierlicher Entrüstung: „Du weißt nicht, meine Tochter, was Du an diesem Jungen hast!“

Die früh beginnende Abwendung ihres Sohnes vom christlichen Glauben hat sie gewiß mit innerer Unruhe beobachtet und, so weit es in ihren Kräften stand, zu verhindern gesucht. Denn sie selbst hat an den ihr überlieferten Vorstellungen immer mit Energie festgehalten; darin durchaus treu dem Genius

ihrer Familie, ihrer Rasse. So verschieden ihre zehn Geschwister, im Charakter wie im Aussehen, waren — die Einen mit dunklen Augen, dunklem Haar und braunrother Gesichtsfarbe, Andere blauäugig, blond, weiß und roth, wieder Andere mit schwarzem Haar und hellblauen Augen —: darin waren Alle gleich, daß sie an ihren Ueberzeugungen mit unbiegsamer Starrheit festhielten, daß sie stracks und gradlinig auf die Ziele losgingen, die sie erreichen wollten, daß sie manchmal unter Mißachtung der eigenen Vernunft und sonstigen ruhigen Ueberlegung sich von ihrem Temperament hinreißen lassen konnten. Gewiß: es waren gesunde, starke, auch schöne Naturen, aber sie hatten nicht nur den robusten Körper (dazu waren sie von der Mutterseite her von zu alter und vornehmer Herkunft); sie waren psychisch komplizirt, schwierig, mit einem Hang zur Selbstquälerei ausgestattet und namentlich von den Nächsten nicht leicht zu behandeln. Der Gegensatz der religiösen Ueberzeugungen mußte allmählich zu einer gewissen Entfremdung zwischen Mutter und Sohn führen. Niemals aber ist es zu einem wirklichen Bruch gekommen, kaum auch nur zu einer ernstern Auseinandersetzung: dazu hatte Nießsche im praktischen Leben zu viel schonendes Taktgefühl für unabänderliche und durch die Verhältnisse erklärte Anschauungen. Doch lag stets etwas Verschwiegenes, Trennendes zwischen Mutter und Sohn und nie kam es zu so innigen Beziehungen wie zwischen Bruder und Schwester.

In diesem Zusammenhang ist auch von dem Verhalten der Mutter Nießsches bei und nach dem Ausbruch der geistigen Erkrankung ihres Sohnes zu reden. Herr Plaghoff-Dejeune hat im Berliner Tageblatt gesagt: „Ohne Overbeck wäre Nießsche, wie Karl Stauffer-Bern, in Italien verschollen und nach schweren Leiden erlegen.“ Dieser Satz zeugt von völliger Unkenntniß der Verhältnisse. Overbeck ist ohne Wissen von Frau Nießsche nach Turin gereist und hat sie plötzlich, zu ihrem Staunen und Entsetzen, mit der Thatache überrascht, daß ihr Sohn in die baseler Irrenanstalt gebracht worden sei. Ohne sein vorschnelles Eingreifen wäre sie selbst mit Dr. Eiser aus Frankfurt, der Nießsche seit langen Jahren kannte und auch behandelt hatte, nach Turin gereist, um die geeigneten Anordnungen zu treffen. Daß dann Manches vielleicht anders, besser gekommen wäre, ist eine natürlich unbeweisbare, aber immerhin berechtigte Vermuthung. Jedenfalls hat sie alles Erdenkliche versucht, um, trotz Overbecks Widerspruch, ihren Sohn wieder aus den Irrenanstalten herauszubringen und in ihrem naumburger Heim zu pflegen. Und wer sie dort in in ihrer liebevollen und aufopfernden Thätigkeit während einer langen Reihe von Jahren beobachtet hat, Der mußte einsehen: sie hat ihrem kranken Sohn das Dasein noch in einer Weise zu erleichtern verstanden, die um keinen Preis in der besten Anstalt der Welt zu erreichen gewesen wäre.

Sie hat (man kann es nicht leugnen) den Schicksalsschlag, der Nießsche

getroffen, als eine Strafe des Himmels für seine antireligiösen Schriften aufgefaßt; sie hat es dann als die ihr zugewiesene Aufgabe betrachtet, den Rest ihrer Kraft und Lebenszeit der Pflege des Kranken zu widmen. Wenn sie am Arm ihres Sohnes ins Zimmer trat, bot sie ein Bild von ergreifender Wirkung auf die Wenigen, die es genießen durften: die kleine, zarte Frau neben dem stattlichen, breiten, hoch aufgerichteten Mann mit langem, zurückgekämmtem Haar, das die mächtige Stirn schön hervortreten ließ, mit seinen buschigen Augenbrauen und seinem starken, gewölbten Schnurrbart; und wenn sie dann mit ungemein sanftem, eindringlichem Ausdruck der Stimme zu ihm sprach, ihm die Persönlichkeit eines Anwesenden ins Gedächtniß zurückzurufen oder durch Erinnerung an einen seiner Lieblingsorte in Italien und der Schweiz ihn ins Gespräch zu ziehen suchte, so pflegte er mit einem unbeschreiblich liebenswürdigen, ich möchte sagen: leutsälligen Lächeln auf sie herabzusehen und dann mit schönem Wohlklang der Sprache und erstaunlicher Klarheit der Skizzirung ein Landschaftsbild, eine Stadt oder Ähnliches langsam hinzumalen. Noch hatte er die stolze Haltung eines Königs äußerlich bewahrt; fessam war das Wort in Erfüllung gegangen: „Und wenn mich einst meine Klugheit verläßt, möge mein Stolz dann noch mit meiner Thorheit fliegen!“

Seine Schriften hat die Mutter nicht gelesen. Sie standen immer in schöner Ordnung auf einem Schränkchen in ihrer „Guten Stube“. Vielleicht hat die Scheu vor den Anschauungen, die ihren eigenen so weltfern waren, sie zurückgehalten. Aber sie hat mir auch erzählt, daß sie ihren Sohn öfters gefragt habe, welches seiner Bücher sie lesen könne; er habe immer geantwortet: „Keins, meine liebe Mutter; sie sind für ein anderes Publikum geschrieben.“ So hatte sie auch keine Vorstellung von seinen Lehren und keinen Begriff von dem Werth seines Nachlasses. Man nimmt jetzt mit gutem Grund an, daß ein Theil der in Turin, Genua und Sils-Maria zurückgelassenen Manuskripte Nietzsche verloren ist. Die Verantwortung dafür hat man Frau Nietzsche zuschieben wollen. Sehr mit Unrecht. Nietzsche's Mutter ist Mitte Januar 1899, also kurz nach Ausbruch der Krankheit ihres Sohnes, mit Doerbeck in Basel zusammengetroffen und hat ihn damals ausdrücklich mit der Sorge für Nietzsche's gesamntes Manuskriptenmaterial betraut. Daß Doerbeck sich der übernommenen Verantwortung auch bewußt war, beweist ein Brief, den er am vierzehnten April 1889 an Frau Nietzsche schrieb. Da spricht er innerhalb einer Erörterung über Nietzsche's Manuskripte von der „Führung der Angelegenheiten Ihres Sohnes“ und von „bisherigen Abmachungen, mit denen es so bleiben soll, wie es ist.“ Nur ihn, nicht Nietzsche's Mutter, trifft also eine Schuld, wenn werthvolle Manuskriptstücke verloren sind.

Frau Nietzsche ist mehr als drei Jahre vor ihrem Sohn gestorben; sie sah noch, wie die Tochter den Nachlaß des Bruders zu sammeln, zu ordnen,

herauszugeben begann. Die Haupt Sorge ihrer letzten Lebensjahre war, daß sie zu früh der Pflegerinpflicht entzogen werden könne. Doch muß man sagen, daß Nießsche während der drei Jahre in Weimar unter der eben so aufopfernden Pflege der Schwester noch einmal in gewissem Sinne aufgelebt ist: der Aufenthalt in der schönen Villa hoch über der Stadt, die Terrasse mit dem weiten Blick auf die klaren, ruhigen Landschaftsformen, die freie, reine Luft waren zweifellos ungleich günstiger für ihn als das kleine, etwas im Gebüsch versteckte Häuschen in Raumburg; und er war als Kranker noch eben so abhängig von Wetter, Luft, Licht, Aussicht wie in den Tagen seiner besten Schaffenskraft.

Diese kurze Skizze mag genügen. Geht man in der Richtung der einzelnen Andeutungen weiter, so kann man sich leicht ein der Wirklichkeit ähnelndes Bild von dem Charakter und dem Leben der Mutter Nießsches machen. Welche Eigenarten Nießsches sich etwa aus dem Typus seiner Mutter und ihrer Rasse ableiten liehen: Das mag sich Jeder, der Interesse dafür hat, selbst zurechtlegen.

Florenz.

Dr. Richard Vehler.

Vereinsamt.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Weh! Dem, der jetzt noch Heimath hat!

Nun stehst Du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Thor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
Was Du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst Du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton!
Versteck, Du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Weh! Dem, der keine Heimath hat!

Friedrich Nießsche.

Das Budget einer armen Frau.

(Aus Gottlieb Schnapper-Arnolds wissenschaftlichem Nachlaß.)

Damit nur ja Niemand glaube, ich habe die Absicht, durch eine etwas sensationell klingende Ueberschrift die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen, so sei gleich von vorn herein bemerkt: Frau B... ist eine arme, alte Frau, die ein langes Leben der Arbeit hinter sich hat und die jetzt Armenunterstützung empfängt. Kein wechselvolles Schicksal. Wir kennen ihr Leben und Erleben, wenn wir einen Tag ihres Lebens kennen; keine interessante Persönlichkeit, keine Proletariatsphilosophin: ein schlichtes Frauchen, zäh und geschäftig, wie man es eben sein muß, um bis ins Greisenalter den Kampf ums tägliche Brot immer und immer wieder ausfechten zu können. Leben und Persönlichkeit von Frau B... vermögen uns nur wenig zu interessieren. Aber die Zahl Derer, die das selbe Leben führen wie diese Frau, ist Legion: Frau B... repräsentiert einen Typus; und das Typische interessiert immer.

Doch mein Interesse an Frau B... ist nicht nur ein wissenschaftliches. Gewiß: man könnte auch mit kühler Sachlichkeit nur von den Thatfachen ihrer kümmerlichen Existenz berichten. Das wäre die rein deskriptive Methode, die nicht bloß einem Zeitalter müder Steppis behagt, sondern die stets Freunde findet, da sie uns einen zwar nur geringen, dafür aber völlig gesicherten wissenschaftlichen Besitz verschafft. Aber können wir (richtiger: wollen wir) diese Methode immer anwenden? Wir wollen nicht; schon wenn es sich nur um tote Dinge handelt, begnügen wir uns ungern mit ihrer Beschreibung; ihren ursächlichen Zusammenhang möchten wir kennen lernen. Wenn wir es jedoch mit menschlichen Dingen zu thun haben, dann lassen uns darüber hinaus noch die Fragen keine Ruhe: *Wußt es so sein? Kann es nicht anders, kaum es nicht besser werden?* Reflexionen, die einen künftigen Systematiker der Gesellschaftswissenschaften vielleicht zu einer neuen Theorie der Sozialpolitik führen können, die mir aber nur helfen sollen, die subjektiv gefärbte Art meiner Darstellung zu erklären.

Und doch: eigentlich hätte ich hier nur ein Amt und keine Meinung; denn nicht ich bin auf die Idee gekommen, den Wirtschaftsmikrokosmos von Frau B... zu schildern, und nicht ich habe mit emsigem Fleiß das Quellenmaterial dazu gesammelt. In Gottlieb Schnapper-Arnolds reichem wissenschaftlichem Nachlaß, dessen Bearbeitung mir anvertraut ist, fand ich das ein Jahr lang von ihm sorgfältig geführte Haushaltungsbuch von Frau B... und noch manche andere Aufzeichnung über sie; was ich hier gebe, ist also kaum mehr als verbindender und erläuternder Text. Da wird man am Ende die Objektivität des Herausgebers vermissen, der doch nur ein geistiger Sachwalter sein soll. Wie aber, wenn es gerade meines Amtes wäre, eine Meinung zu haben? Schnapper-Arnold (man kennt ihn als Sozialstatistiker und Wirtschaftshistoriker) war ein Mensch, bei dem, nach dem Wort eines bedeutenden Mannes, der Wunsch, zu helfen und zu bessern, zuletzt doch den Drang nach Erkennen und nach Verstehen überwog. Diese soziale Gesinnung durchleuchtet all seine Arbeiten, am Hellsten vielleicht die letzte, bereits nach seinem Tode erschienene: „Räthsel“, *) diese durch ihre schlichte Einfachheit und Herzlichkeit so ergreifend wirkende Schilderung des armsüßigen Lebens einer Näherin.

*) G. Schnapper-Arnold, Vorträge und Aufsätze, herausgegeben vom Dr. H. Zeitlin (Tübingen 1906).

Vom „Nährkele“ aber zu Frau B... spinnen sich keine Fäden; denn zur Beobachtung dieser Frau entschloß sich der Gelehrte nur, um die von der Näherin über ihre Ernährung gemachten Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Geringfügigkeit ihres Nahrungsbudgets hatte ihn stupig gemacht und seine gewissenhafte Art fand in dem bequemen Trost, es werde schon richtig sein, keine Beruhigung. So begann er denn, die winzige Verbrauchswirtschaft von Frau B... zu untersuchen; ein ganzes Jahr lang wurde entweder täglich oder doch wenigstens jeden zweiten Tag durch ihn selbst oder durch seine Sekretärin in Wägungen und Messungen ihr minimales Nahrungs- und Ausgabebudget bis ins kleinste Detail aufgenommen. Und der praktische Werth? Zunächst möchte ich den naheliegenden Einwand abwehren, daß die Frau für die lästige Beobachtung gewiß entschädigt worden sei und daß daher die gewonnenen Ergebnisse den eigentlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Solchen Uebereifrigen diene zur Beruhigung, daß Frau B... da sie seit Jahren Armenunterstützung empfängt, ohnehin auf die Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen ist, daß jedoch in Schnapper-Krands sehr sorgsam geführten Tabellen auch noch alle Extrazwendungen berücksichtigt worden sind; und trotzdem ist der Konsum ein so staunenswerth geringer, daß wir ein „Noch weniger“ überhaupt nicht begreifen könnten. Die Untersuchungen sind für die Sozialforschung also brauchbar; steht aber der Aufwand von Mühe im Verhältnis zur gewonnenen Erkenntnis? Ich glaube: Ja; denn ich sagte schon, daß wirs mit einem Typus zu thun haben. „Nicht das Leben eines Menschen, das Leben vieler erzählt, wann immer wir uns in die Geschichte eines Einzigen vertiefen“: dieses kluge Wort Schnapper-Krands hat auch hier seine volle Berechtigung.

Und die Methode? Erreicht man auf anderem Wege mehr, kann man rascher ans Ziel kommen als durch so intensiv monographische Schilderung? Paul Göhrer, der mit Recht Gehör fordern darf, wenn von diesen Dingen gesprochen wird, erhört von einem anderen Verfahren wohl mehr. Auch er will ja allgemeine Kenntniss vom Leben des heutigen Proletariates so weit und so tief wie möglich zu verbreiten suchen; doch aus der Feder von Proletariern selbst. Drum gab er die „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters“ heraus. Aber nur wenige Hände, die mit den Ehrenmalen der Arbeit geschmückt sind, werden die Feder zu führen wissen. Einsteilen dürfte daher auch noch die Thätigkeit Deterer zur Förderung der Kenntniss sozialer Dinge beitragen, die als wissenschaftliche Hilfsarbeiter mit Kopf und Herz dem Einen oder dem Anderen aus dem arbeitenden Volke dabei behilflich sein wollen, von einem Leben zu erzählen, das ein Leben vieler, viel zu vieler ist.

Frau B... ein Mütterchen von bald vierundsiebzig Jahren, ist vollständig auf Armenpflege und private Wohlthätigkeit angewiesen. Sie braucht sich Reßen nicht zu schämen, denn ein langes Leben harter Arbeit liegt hinter ihr. Erst als vor ungefähr achtzehn Jahren die Augen sich zu trüben begannen, konnten sich die Hände nicht mehr so fleißig regen wie bisher; Nähen und Stricken sind nicht gut für kranke Augen. Kleiner und kleiner wurde also der (ach, so farge!) Verdienst, der wohl immer nur gerade zur Bestreitung des Lebensunterhaltes ausgereicht hatte; und da keine Menschenfesse für die einjame alte Frau sorgte — Mann und Kinder sind schon vor vielen Jahren gestorben —, nahm sich die Armenpflege ihrer an. Frau B... darf trotzdem die Hände nicht müßig in den Schoß legen.

Da ist ein Haushalt, der, wenn er auch nur eine Welt im Kleinen bildet, doch versorgt sein will; da muß geheizt und gekocht, gewaschen und gepuht, genäht und geflickt werden. All Das, was die Frau zu ihrem Unterhalt braucht, kauft sie selbst ein; und sie scheut nicht den weiten, für die Greisin beschwerlichen Weg nach der Markthalle, um durch billigeren Einkauf einige Pfennige zu ersparen. Wenn die Armen ausruhen dürfen von den Mühen des Kampfes ums Dasein, müssen sie sich immer noch tüchtig rühren.

Die Armenunterstützung begann Ende der achtziger Jahre mit einem wöchentlichen Beitrag von anderthalb Mark und einer monatlichen Brotspende. Als dann zunehmende Augenschwäche der Frau B... das eigene Verdienen immer mehr erschwerte, wurden die Beiträge erhöht: erst auf zwei, später auf drei, dann auf vier Mark; heute sind wöchentlich fünf. Im Lauf der Zeit ist auch die Brotspende durch Barunterstützung ersetzt worden; jetzt erhält die Frau dafür monatlich zwei Mark vom Armenverein. Ohne Berücksichtigung gelegentlicher Zuwendungen in Bar oder in Naturalien setzt sich das Einkommen heute zusammen aus der Unterstützung durch die Armenpflege: zwanzig Mark monatlich und aus der durch den Armenverein: zwei Mark monatlich; ihr gesamtes Jahreseinkommen würde demnach rund 264 Mark betragen. Nicht ganz klar ist mir freilich, ob sie nicht auch noch jetzt, wie vor einigen Jahren, zur Miete, ohne ihr Wissen, einen kleinen Zuschuß erhält; denn der Mietpreis von monatlich fünf Mark scheint ein auffallend geringer für ihr Zimmerchen, das sie im ersten Stockwerk eines Vorstadthäuschens bewohnt und das verhältnismäßig geräumig und lustig ist.

Den 238 Mark 72 Pfennigen, die sich nach den sehr genauen Feststellungen Schnapper-Krands für die Zeit vom Juli 1901 bis Juni 1902 als das Total-Einkommen der Frau ergeben, stehen nach eben so genauen Ermittlungen 231 Mark 59 Pfennige Ausgaben gegenüber. Also noch eine Ersparnis von etwa 7 Mark? Ach nein: die 7 Mark fehlen; eine böse Differenz! Doch wir wollen nachsichtig sein. Die Frau kann ihre meisten Bedürfnisse nur durch Einkauf im Kleinsten befriedigen und bei der recht beträchtlichen Anzahl von Ausgabenposten, die so zusammenkommen, konnte der eine oder andere wohl vergessen werden. Freilich hätte sich das Budget durch Einführung von Ausgleichskonten leicht ins Gleichgewicht bringen lassen; aber ich möchte die Bilanz dieser Haushaltung lieber nicht „freifixen“; in ihrer naiven Unverbundenheit, ohne Anspruch darauf, daß „es stimmt“, erscheint sie mir charakteristischer. Soll man über die Zusammensetzung der Ausgaben viele Worte verlieren? Sie beschäftigt nur aufs Neue, hier allerdings in ganz auffallender Weise, die bekannte und betrübende Tatsache, daß bei kleinen und kleinsten Einkommen ein unverhältnismäßig hoher Bruchteil auf die Befriedigung der absolut notwendigen Bedürfnisse verwendet werden muß: 60 Prozent gehen für Nahrung, 25 für Wohnung, 8,5 für Heizung und Beleuchtung auf. Daß diesen Ziffern gegenüber die Ausgaben für Kleidung recht niedrig sind, erklärt sich dadurch, daß dieses Konto durch Geschenke einigermaßen entlastet wird; das Selbe gilt vom Mobilarkonto. Frau B... hat sich in ihrer bescheidenen und klugen Art manche Gönnerin erworben, die dem alten Mütterchen durch allerlei Zuwendungen besonders an Feiertagen gern eine Freude bereitet.

Mit einem Jahresbudget von 138 Mark 34 Pfennige für Nahrung auszukommen und dabei auch satt zu werden, ist gewiß keine Kleinigkeit. Und unsere

Bewunderung für das hauswirthliche Talent der Frau wird nicht geringer, auch wenn wir erfahren, daß sie während der Zeit dieser Aufnahme etwa sechzehn Mittagsmahlzeiten in einer Familie einnahm, für die sie damals noch strickte, und daß ein gutes Theil von Dem, was sie Ostern und Weihnachten als Geschenk erhielt, Nahrung- und Genussmittel verschiedenster Art waren. Brot, Brötchen und Kaffee: Das ist die Hauptnahrung der Frau; die typische Armeleutkost. Und doch weiß Frau B. . . ihr geschickt die Eintönigkeit zu nehmen. Kaffee und Brötchen standen freilich immer auf ihrem Menu; aber daneben welche Fälle eigenartiger Gerichte und Speisefkombinationen! Besonders an hohen Festtagen erglänzen die Kochkünste der Frau B. . . im hellsten Licht; dann tritt Kuchen an die Stelle des trockenen Brötchens und auf dem Mittagstisch erscheint ein Stück Braten. Wollen wir darüber lächeln, daß vielleicht erst mit dem Duft dieses Bratens Etwas wie Weihnachtsstimmung in das Stübchen der alten Frau kommt?

Aus Frau B. . . s Küchenzettel:

17. August 1901: Kaffee und 1 Brötchen. Gefochte Kartoffeln und Reineclauden. Vier Uhr: Brötchen. Abends: Kaffee, 1 Brötchen, Brot mit Reineclauden.

4. September 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Gebrannte Briesuppe, Kartoffelpfannkuchen mit Apfelfeile, Kaffee, 1 Brötchen. Vier Uhr: Brot mit Gelee. Abends: Kaffee, Brot mit Gelee.

15. September 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Suppe von Wehlkloßbrühe mit Brötchen, Schmalzweibeln, Wehlköße und Zwetschen, Kaffee. Vier Uhr: Zwetschenbrot und gewürzten Kaffee. Abends: Kaffee, 1 Brötchen.

2. Oktober 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Kartoffelsüde, Fleisch in brauner Sauce, Brot, Kaffee. Vier Uhr: Zwetschenbrot. Abends: Kaffee, Zwetschenbrot.

23. Oktober 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Gewürzte Erbsensuppe, Kaffee, Butterbrot. Vier Uhr: Brötchen. Abends: Thee und Butterbrot.

12. November 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Schwarze Brotsuppe, gebackene Köße und Zwetschen, Kaffee, Brötchen. Vier Uhr: Wurstfettbrot. Abends: Wurstfettbrot, Kaffee, Brötchen.

11. Dezember 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Linsensuppe, Leberwurst, Kaffee, Brötchen. Abends: Uebriggebliebene Linsen und Wurst, Kaffee, Brötchen.

25. Dezember 1901 (Weihnachten!): Kaffee und Kuchen. Mittags: Suppe von Kalbsfuß mit Brötchen, Schweinebraten und Kartoffeln. Zwei Uhr: Kaffee und Kuchen. Abends: Kaffee und Kuchen.

29. Januar 1902. Kaffee, 1 Brötchen. Eshokolade und 2 Brötchen. Vier Uhr: Latwergbrot. Abends: Kaffee, Latwergbrot, Brötchen.

16. Februar 1902: Kaffee, 1 Brötchen. Grüne Kernsuppe, Rindfleisch, Kartoffelsalat mit rothen Rüben gemischt, Kaffee, Brötchen. Vier Uhr: Brötchen. Abends: Butterbrot und Thee.

30. März 1902 (Ostern!): Kaffee, 1 Brötchen. Fleischbrühe mit Ei und Brötchen, Rothkraut, Rindfleisch, Kaffee, Brötchen. Vier Uhr: Kuchen. Abends: Kaffee und Kuchen.

3. April 1902: Kaffee, 1 Brötchen. Brötchensuppe aus Zwiebel und Mehl, Kartoffelsalat mit Schmalzkraut vom vorigen Tage, Kaffee, Brot. Vier Uhr: Butterbrot. Abends: Kaffee und Brötchen.

138 Mark 34 Pfennige konnte Frau B. . . vom Juli 1901 bis Juni 1902

für ihre Nahrung ausgeben. Sehr große Abweichungen dürfte das Nahrungsbudget auch in anderen Jahren nicht aufweisen; ungefähr die selbe Summe mußte wohl schon lange genügen. Aber die Wissenschaft beruhigt sich nicht bei einfachen Thatsachen; sie fragt: Ist es möglich, daß ein Mensch bei solcher Ernährung überhaupt leben kann? Und sie giebt die Antwort: Man kann bei solcher Ernährung nicht leben. Das wenigstens, was nach dem heutigen Stande der Physiologie als Minimum für eine dauernde Ernährung verlangt wird, muß einen größeren Nährwerth enthalten als die tägliche Durchschnittsnahrung bei Frau B. . . Aus einer Tabelle, die ich mit der gehörigen Vorsicht aufgestellt habe, geht hervor, daß Frau B. . . an ausnubaren Nährstoffen pro Tag durchschnittlich zu sich nahm: Eiweiß 39, Fett 43, Kohlenhydrate 227 Gramm; was insgesammt etwa 1491 Kalorien entspricht.^{*)} Da das Gewicht der Frau kurz nach Beginn der Beobachtung 49½ Kilo betrug und da nach neueren, sehr gründlichen Untersuchungen^{**)} pro Kilo einer leicht arbeitenden Person täglich erforderlich sind: Eiweiß 1,07, Fett 1,21, Kohlenhydrate 4,29 Gramm, so hätte eine für Frau B. . . ausreichende Nahrung an ausnubaren Nahrungsmitteln zu enthalten: Eiweiß 53, Fett 60, Kohlenhydrate 212 Gramm, was ungefähr 1615 Kalorien entsprechen würde. Aber auch die sechzehn Mahlzeiten außer dem Haus sollen nicht vergessen werden. Diese Mahlzeiten sind allerdings keineswegs üppig zu nennen (gewöhnlich bestanden sie aus einem Teller Suppe mit irgend einer Zuzost, die nur höchst selten ein Fleischgericht war) und deshalb darf wohl angenommen werden, daß auch an diesen „fetten“ Tagen das Essen der Armen kaum nahrhafter war als das der „wohlhabenden Frau“, für die Forster^{***)} folgende Tageskostsätze aufgesetzt hat: Eiweiß 70, Fett 100, Kohlenhydrate 190 Gramm oder insgesammt 1996 Kalorien. Frau B. . . s Ernährung war also an sechzehn Tagen vielleicht um je 505 Kalorien besser als gewöhnlich. Diese sechzehnmal 505 Kalorien, auf das ganze Jahr vertheilt, erhöhen um rund 22 Kalorien den Werth ihrer durchschnittlichen Tagesernährung, die damit auf 1513 Kalorien steigen würde. Gegenüber den zur Ernährung als erforderlich angenommenen 1645 Kalorien bedeutet Das noch immer ein Minus von über 8 Prozent. Diese Differenz erscheint deshalb besonders bedenklich, weil der Kostsatz von 53 Gramm Eiweiß, 60 Gramm Fett und 212 Gramm Kohlenhydraten im Vergleich zu Dem, was Andere fordern, wirklich als Minimalersatz gelten darf. Chronische Unterernährung: so lautet daher in bürren Worten das Ergebniß der Bilanz. Und doch lebt Frau B. . . ! „Lebt“ sie? Gewiß; sie hat ein Alter erreicht, das nur Wenigen beschieden ist, und sie macht trotz ihrem Alter durchaus nicht den Eindruck einer hinfälligen Greisin. Das aber soll uns nicht täuschen. Wenn wir auch oft und gern das Leben gegen die Theorie ausspielen: diesmal wollen wir doch lieber glauben, daß die Theorie im Recht ist, wenn sie die Ueberzeugung, man könne sich das Essen gänzlich abgewöhnen, nicht theilen will.

*) Nach der bekannten Umrechnungsformel:

1 g Eiweiß = 4,1 Kal., 1 g Fett = 9,3 Kal., 1 g Kohlenhydrate = 4,1 Kal.

**) Neumann; Experimentelle Beiträge zur Lehre vom täglichen Nahrungsbedarf u. s. w. (Archiv für Hygiene Bd. 45).

***) Pettenkofer und Biernßen: Handbuch der Hygiene. I.

Um ein Bild von Frau B. . . s Verbrauchswirtschaft zu geben, hätte eine sachliche Bearbeitung ihres Haushaltungsbuches und der sonst noch vorhandenen Notizen vollkommen genügt. Doch wie gesagt: das Schicksal Deter, die in dieser alten Frau eine Repräsentantin finden, schien mir mehr als ein nur sachliches Interesse zu verdienen und das Studium der über sie geführten „Akten“ befriedigte mich nicht. Ich beschloß, Frau B. . . aufzusuchen. . . .

Straßenfluchten, die eine Großstadt durchqueren, haben eine gewisse Regelmäßigkeit mit gewaltigen süd-nördlich fließenden Strömen, deren Lauf durch verschiedene Klimate geht. Mein Weg zu Frau B. . . führte mich aus dem „milden“ Klima still-vornehmer Quartiere durch das Centrum des Verkehrs in „rauhere“ Gegenden, in eine schier endlos lange Vorstadtstraße, die schließlich im Sande verlief. Das charakteristische Weichbild einer modernen Großstadt: ganz regellos wachsen da und dort aus dem Boden vielstöckige Mietshäuser empor, neben denen sich die wenigen von früher noch stehen gebliebenen Vorstädte recht zwerghaft ausnehmen. Dazwischen kleine Getreidfelder, Gemüsegärtchen, Baupläze und neuangelegte, noch unfertige Straßenzüge; Stadt und Land ringen hier um die Herrschaft.

In einem der kleinen Häuser, die wie auf verlorenem Posten stehen, wohnt Frau B. . . kein ungesundes Wohnen; denn einstweilen führt der Wind noch die reine Luft der nahen Höhen mit und nicht den Rauch und Ruß aufs Land gezogener Industrien. Das Zimmerchen liegt im ersten Stockwerk; es ist ziemlich geräumig, hell und sauber: sauber freilich nicht im Sinn einer Erzählung aus der Gartenlaube; nicht „blitzblank“: wie könnte Das auch sein in einem Räume, der zu gleicher Zeit als Wohn- und Schlafzimmer, als Küche und Vorrathskammer benutzt wird? Von meinem Kommen hatte ich die Frau benachrichtigt; mein Besuch beunruhigte sie nicht, denn die früheren „Sitzungen“ waren ihr noch klar in der Erinnerung. Nachdem damals das durch wohlmeinende Nachbarn genährte Mißtrauen bald verschweicht worden war (man hatte gemeint, die Armenunterstützung solle ihr genommen werden), hatte Frau B. . . rasch begriffen, um was es sich handle, und damit die Durchführung der Untersuchung sehr erleichtert. Ich brauchte ihr also den Zweck meines Interviews nicht erst lange auseinanderzusetzen; das lebhafteste Frauchen steute sich offenbar auf dieses jedenfalls nicht ganz alltägliche Blauberständchen. Und mit stiller Heiterkeit erzählte sie mir die Geschichte ihres Lebens, dessen erster Inhalt so gar nicht zu diesem Ton passen wollte.

In Frankfurt am Main, wo sie jetzt lebt, ist sie auch geboren; nicht als Proletariatskind, sondern als die Tochter eines kleinen Beamten der Stadt, die damals noch eine Freie Reichsstadt war. Hier hat sie ihr ganzes Leben verbracht; nur einmal fuhr sie zu kurzem Besuche von Verwandten nach Hanau, das mit der Eisenbahn in drei Viertelstunde bequem zu erreichen ist. Ganz in der Nähe
 ~~~~~  
 1907. Walerstadt negeň Nákřadnós jasně wau!; se yd né ne otřamandı; Nur eine Stunde braucht man, um an den Rhein zu gelangen; sie hat ihn nie gesehen. Doch auch von Dem, was die Stadtmauern umschließen, kennt sie nur wenig; so gut wie nichts von Dem, was Freude in unser Leben bringt. Aber ich will nicht übertreiben. Nachdem ich ihr fast alle Vergnügungen aufgezählt hatte, die meiner Ansicht nach eine moderne Großstadt Jedem bietet, und mir auf die Frage, ob ihr Vergleichen bekannt sei, stets ein „Nein“ zur Antwort geworden war, sagte sie doch wenigstens einmal „Ja“. Einmal (es mag jetzt fünfzig Jahre

her sein) war Frau B. . . im Theater; Konzerte und Museen, Palmengarten und Zoologischer Garten sind ihr fremd. An Sonntagnachmittagen mitunter ein Spaziergang in den nahen Stadtwald, in früheren Jahren wohl auch Theilnahme an einem jährlich einmal stattfindenden Volksfest; an andere Vergnügungen vermochte sie sich nicht zu erinnern. Mehr wußte sie von Arbeit, Krankheit und Noth zu berichten. Sie war noch ein junges Ding, als der Vater starb; und nun hieß es: verdienen. Die zu Hause erworbene Fähigkeit im Nähen und Stricken erleichterte die Berufswahl; sie wurde Näherin. Und diesem Beruf ist sie treu geblieben; wohl verrichtete sie gelegentlich Aufwartedienste, dann wieder war sie als Zeitungsträgerin thätig, Nähen aber blieb ihre Hauptbeschäftigung, die nur während der zehnjährigen Ehe manchmal ruhen mußte. Die Pflege von vier kranken Kindern (sie alle sind früh gestorben) und des leidenden Mannes ließ ihr wohl kaum viel freie Zeit. Als dann der Mann gestorben war, da rührten sich die Hände wieder fleißig; und erst als die alten Augen sich zu trüben begannen, legte sie Nadel und Faden nieder. Und welchen Lohn empfing sie bei einer meist eifständigen Arbeitszeit? In den ersten Jahren brachte ihr die Arbeit in den Häusern der Kunden einen Tageslohn von 30 Kreuzern und Beköstigung. Später arbeitete sie gegen Stücklohn für ein Geschäft und stieg bis zu einem Wochenlohn von etwa 6 Gulden. Aber mehr als 10 Mark wöchentlich hat sie auch nach 1870 nie verdient, und um nur leben zu können, mußte sie schon den Sonntag zu Hilfe nehmen. Das brachte ihr in Bürgerhäusern 60 Pfennige und das Essen ein. Finanziell am glücklichsten stand sie wahrscheinlich in dem ersten Jahr ihrer Ehe; damals war der Mann noch gesund und verdiente als „Kathenschläger“ bei einem Geometer etwa 12 bis 18 Gulden wöchentlich. Relativ am Meisten verdiente sie selbst als Zeitungsträgerin; der Monatslohn betrug zwar nur 15 Mark (später noch weniger); doch da das vornehmste Viertel der Stadt ihren Bezirk bildete, so hatte sie aus Neß- und Neujahrsgehd eine ganz ansehnliche Nebeneinnahme, die sich nach ihren Angaben 1/2 desmal auf etwa 150 Mark belief. Sie konnte es damals besonders gut brauchen, denn ihr Mann war schon so leidend, daß er nichts mehr zu verdienen vermochte.

Seit Ende der siebziger Jahre empfängt Frau B. . . Armenunterstützung, auf die sie heute völlig angewiesen ist. Zu arbeiten hat sie freilich immer noch genug; doch ums tägliche Brot braucht sie sich wenigstens nicht mehr zu sorgen und einige Mußestunden bleiben ihr wohl auch. An langen Sommerabenden sitzt sie dann ruhig in ihrem Lehnstuhl (dem Geschenk einer Wöchnerin), im Winter geht sie bald nach Eintritt der Dunkelheit ins Bett, um Licht und Heizung zu sparen; lesen kann sie der Augen wegen nur wenig. Es lag nah, daß vom Lesen das Gespräch auf die geistigen Bedürfnisse der Frau kam. In ihrer Kindheit hat sie die Bürgerfschule besucht. Das Leben ließ ihr dann allerdings nur wenig Zeit, den Schatz der dort erworbenen Kenntnisse zu mehren; doch in den paar freien Stunden, die ihr ab und zu blieben, las sie gern. In dieser Unterhaltung über Lecture ging es jedenfalls ehrlicher zu als in manchem Ballgespräch. Die großen Dichter unseres Volkes kenne Frau B. . . dem Namen nach wohl, aber den Klassikern zog sie doch die Schriftsteller vor, die nicht so „überspannte“ Geschichten geschrieben haben, sondern Romane, „die aus dem Leben gegriffen sind“. Ein naives und doch so begreifliches Interesse am Tatsächlichen: auch darin zeigt sich, daß sie von den Lebensschicksalen bedeutender Männer immerhin mehr wußte als

von deren Werken. Neben den Blüchern liest sie zum Theil noch heute regelmäßig eine Zeitung, die ihr die Nachbarn leihen. Aber nicht die hohe Politik bekümmert sie: wie gar Viele (die es freilich nicht zugeben), interessiert auch sie sich hauptsächlich für „Lokales“, „Vermischtes“ und „Familiennachrichten“. Auch in dem religiösen Sonntagsblättchen, das sie gratis erhält, liest sie fleißig; denn Frau W. . . ist eine fromme Frau.

Ich nahm Abschied von der freundlichen Greisin und ging, — in zwiespältiger Stimmung. Auch ein sozialer Optimismus darf nicht hoffen, daß uns der Abend des Lebens Besseres bringt als wunschlose Resignation. Ist es nicht gleichgültig, auf welchem Wege man dahin gelangt? Doch als ich dann kurz nach Feierabend die endlos lange Vorstadtstraße wieder zurückfuhr und von der Arbeit erschöpfte Männer und Frauen mit schweren Schritten an mir vorüberzogen, da wurde mir klar: Ein Anderes ist es, in beschaunlicher Ruhe zurückzublicken auf ein Leben, das uns zu wünschen nur wenig übrig ließ; und ein Anderes, nur deshalb still zu sitzen, weil man vom steten Kampf zu müde und kraftlos ist, um sich noch länger gegen ein brutales Schicksal auflehnen zu können.

Frankfurt a. M.

Dr. Leon Zeitlin.



## Sprüche.

**S**oll Dir das Spiel ein Vergnügen bleiben,  
Mußt Du mit rechtem Ernst betreiben.

Was macht die Kente so brünstig beten?

Sie wollen ernten, wo sie nicht säten.

Weshalb um dies Kind mich Sorgen bedrücken?

Es folgt dem Erzieher in allen Stücken.

Was für ein unbescheidner Mann!

Er kann Etwas, das ich nicht kann.

„Was scheuſt Du Dich, Ehren zu erreichen?“

Sie hielten mich sonst für Jhresgleichen.

Willst Du Dir Menschen in Feinde verwandeln,

Mußt Du sie stets mit Nachsicht behandeln.

Mag vor dem Geist sich der Körper neigen:

Hunger erträgt sich länger als Schweigen.

„Die Herren reden mit vielem Schwunge!“

Ja, ja, sie denken mit der Zunge.

Den inneren Stolz mag die Milde weihen:

Wen Du verachtest, Dem kannst Du verzeihen.

Moral! Sie fechten in Deinem Namen,  
Wie dumme Jungen für „jene Damen“.

Natur! Die Herren, die Dich verletzen,  
Verfolgen Dich noch mit Sittengesetzen.

Gute Gesellschaft.

Zu spucken ist hier nicht anders erlaubt  
Als auf eines irrenden Menschen Haupt.

Wir haben die Keuschheit nicht verloren;  
Nur stieg sie vom Herzen in die Ohren.

Ein Handschuh paßt auf jede Hand;  
Das Ding wird Paragraph genannt.

Goethe.

Lebend bekämpfst Du stets der Philister wimmelnde Schaaren;  
Nun bist Du tot und es dient ihnen als Schutzwehr Dein Schild.

Puristen.

Freilich, ich muß es bekennen, Ihr nehmt nur die deutschesten Steine.  
Aber was macht Ihr daraus? Einen chinesischen Bau.

Die Entrüsteten.

Nennt (wenn Ihr gar so treu und bieder seid)  
Eure sittliche Entrüstung ruhig Neid.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer:  
Man gebe sich nur zum Narren her.

Der Enthusiast.

Ich soll mich begeistern; nun ist mein Kummer,  
Daß ich nicht weiß, für welche Nummer.

„Siehe den redlichen Mann, so deutsch und so derb und so bieder;  
Echte Germanennatur!“ Leider kokett wie ein Weib.

Wie mögt Ihr mit Geist den Leser kränken?  
Man ließt doch nur, um nicht zu denken.

Die Frauen sind gar schlechte Kenner;  
Athleten halten sie für Männer.

Kinder, hört, was Zarathustra spricht:  
Ruhe ist die erste Herrscherpflicht.



## Dreißig sozialistische Thesen.

1. **M**it dem Wort Sozialismus, das (wie übrigens alle Begriffe) nicht abstrakt zu definiren, sondern nur aus seiner historischen Bedingtheit mehr oder weniger scharf zu umgrenzen ist, faßt man Willensrichtungen zusammen, die auf eine bestimmte, noch näher zu beschreibende Umwandlung der gesellschaftlichen Zustände, der Gewinnung, Herstellung und Vertheilung der Lebens- und Kulturgüter abzielen.

2. Alle Umwandlungstendenzen müssen sich richten (gleichviel, wie weit die Vollenden sich Dessen bewußt sind) erstens nach Dem, was entweder auf Grund von Erkenntnissen oder auf Grund der Lebenslage und des von Beidem geförderten oder gehemmten Trieblebens oder auf Grund von Kulturidealen mannichfacher Herkunft als Nothwendigkeit für die Zukunft empfunden wird; und zweitens nach den Möglichkeiten, die auf dem Grunde der Vergangenheit in den äußeren und inneren Zuständen der Menschen vorhanden sind.

3. Wer bedenkt, wie viel in diesen abgekürzten und komprimirten Worten an Mannichfaltigkeit, Ruancirung und Unvereinbarkeit steckt, wird begreifen und selbstverständlich finden, daß eine so ins Allgemeine und Weite und eben so ins Einzelne und überallhin gehende Tendenz wie der Sozialismus nicht einheitlich sein kann, sondern vielfach verzweigt, zersplittert und differenzirt sein muß.

4. Der Sozialismus richtet sich gegen die in der heutigen Organisation der Gesellschaft ohne Zweifel vorhandene und überall zur Wirklichkeit gewordene Möglichkeit, daß man trotz wirtschaftlich nützlicher Arbeit arm sein, bleiben oder werden kann und daß man trotz wirtschaftlich unnützer Arbeit oder völliger Arbeitslosigkeit reich sein, bleiben oder werden kann; ferner gegen die Möglichkeit und Wirklichkeit, daß man trotz dem Willen zur Arbeit nicht zur Arbeit zugelassen wird. Der Sozialismus will also Zustände schaffen, in denen Jeder durch seine Arbeit sich und den zu seiner Obhut gehörigen Kindern oder Greisen oder sonst Schwachen und Hilflosen nicht nur ein erträgliches, nicht nur ein genußreiches, sondern ein kulturerfülltes Leben schaffen kann.

5. Jeder Versuch, den Sozialismus in schärferen, bestimmteren, festeren Worten zu erklären, führt dahin, daß nicht das Wesen des Sozialismus, sondern einer bestimmten sozialistischen Richtung erklärt wird. Dies soll im Weiteren geschehen, da die Absicht dieser Sätze natürlich ist, eine ganz bestimmte Richtung der Auffassung und des Willens, eben meine, zum Ausdruck zu bringen.

6. Noch einmal wiederholt: Der Sozialist will, daß alle nützlich arbeitenden

Menschen innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft (samt den dieser Gemeinschaft Angehörigen, die zur Arbeit unfähig oder aus besonderen Gründen von ihr befreit sind) die Möglichkeit zur vollen Theilnahme am Kulturleben haben.

7. Bevor wir nach den Wegen und Mitteln sehen, dieses Ziel zu erreichen, muß gesagt werden, was unter nützlicher Arbeit, was unter einer Gemeinschaft und was unter Kultur zu verstehen ist.

8. Nützlich oder produktiv nennen wir die Arbeit, die solche Güter gewinnt, durch Veränderung herstellt, transportirt oder vertheilt, die für Lebenshaltung und Kultur der Menschen einer Gemeinschaft nothwendig sind. Nützlich ist auch die Arbeit, die mit dem geringsten Kraftaufwand die eben bezeichnete Arbeit organisiert. Nützlich ist jegliche Arbeit, die Hilfsmittel für die produktive Arbeit herstellt oder Hindernisse entfernt. Nützlich ist die Arbeit aller Dorer, die den Geist und den Körper ziehen und heilen. Nützlich ist die Arbeit forschender Menschen, die darauf abzielt, Gewinnung, Veränderung, Transport und Vertheilung der Lebensgüter zu erleichtern oder zu verbessern. Nützlich ist es, den erarbeiteten Dingen oder den Formen der Arbeit Schönheit zu geben. Nützlich ist es, den arbeitenden Menschen Freudigkeit, Erhabenheit und tiefe Gefühle zu schenken.

9. Doch sind die zuletzt Genannten, die Forscher, die Künstler und die Dichter, schon auf der Grenze. Ihre Thätigkeit und die besondere Anlage ihres Geistes drängt dahin, sich aus dem Bereich produktiver Arbeit zu entfernen. Die Wissenschaft wird zur Weisheit; die Kunst wird ein Handwerk für sich, das nicht mehr den anderen Gewerken dient, sondern den tiefsten Nöthen und Trieben der Menschlichkeit; die Dichtung löst sich von Schlacht, Jagd, Feld- und Weinbau und aller übrigen Arbeit: sie wird Kunst.

10. Nützlich ist nur zu nennen, was dem Leben dient, nicht das Leben selbst. Niemand wird je das Essen, das Gehen und Stehen, das Schlafen oder den Stuhlgang, das Zeugen und das Gebären eine nützliche Arbeit genannt haben. Arbeit ist eine Lebensbethätigung zweiter, künstlicher Ordnung, die im Zustand, in der Bevölkerungsdichtigkeit und dem Klima der Kultur zur Lebensbethätigung der ersten oder natürlichen Ordnung nöthig ist. Die Weisheit, die Kunst und das Dichten nun ist eine Lebensbethätigung dritter Ordnung, deren Namen wir gleich nennen wollen: Religion. Sie ist die zu neuer Natur gewordene Künstlichkeit, die nicht mehr dem Leben dient, sondern selbst Leben ist, wie die natürlichen Thätigkeiten, Empfindungen und Triebe unserer Natur, aus denen sie ihren Stoff nimmt. Nimmt sie ihren Stoff nicht aus dem Leben, der Schönheit seiner Stille und seiner Leidenschaften, sondern aus dem Reich zweiter Ordnung, den Mitteln zum Leben, aus der Sphäre des Rußens und der Arbeit: dann ist Das ein Zeichen, daß die Arbeit gebremmt und desorganisiert ist, daß die Konflikte, Wildheiten und Qualen, die allein dem natür-

lichen Leben vorbehalten bleiben, in ein Reich eingedrungen sind, wohin sie nicht gehören: in den Bereich der Arbeit, die dem Leben dienen soll.

11. Denker, Dichter und Künstler dienen nicht dem Nutzen, sondern dem Luxus oder der Religion. Die Frage ist heute nicht zu beantworten, was ratsam ist: ob in sozialistischer Gemeinschaft diese erhöhten Menschen, deren es immer nur wenige giebt, gut thun, sich produktiver Arbeit zu widmen und für die Religion oder den Luxus die vielen und langen Feiertage zu erwarten; oder ob die Gemeinschaft sie königlich erhalten und pflegen wird, wie es einst mit den Priestern geschah. Vielleicht auch so: daß sie in jungen Jahren selbstverständlich der Arbeitsgemeinschaft angehören, bis ihre Größe so siegreich durchdringt, daß sie nur noch dem Geist und der Einsamkeit oder dem Fest leben können.

12. Es ist nicht wichtig, heute zu sagen, wie dieses Besondere kommen wird; denn gewiß ist hier nicht die Rede von Professoren, Journalisten, Dichterdilettanten und Denkmalmachern, sondern von Wenigen, die man vielleicht immer, auch in den Zeiten sozialistischer Organisation der Arbeit, daran erkennen wird, daß sie verkannt werden. Mögen sie sich schließlich quälen und leiden: wer Luxus schafft, weil sein Leben luxuriert, muß auch im Schmerz erliden üppig sein.

13. Zur Kultur eines Volkes oder einer Gemeinschaft gehören dem Klima entsprechende Ernährung, Körperpflege, Kleidung und Wohnung, reichliche Ruhe und, um sie zu ermöglichen, Anwendung aller den Volks- oder Gemeinschaftskräften erreichbaren Technik und, um die Ruhe schön zu erfüllen, die Mittel zu vielerlei Luxus der Sinne und Triebe, des Leibes und Geistes. Auch darüber ist nichts Bestimmteres in dieser Allgemeinheit zu sagen: Klima, geschichtlich gewordene Bedürfnisstufe, Technik und Luxusgewohnheit bedingen einander und schreiben einander das Maß vor.

14. Jetzt aber, wo wir daran gehen, zu sagen, was ein Volk oder eine Gemeinschaft ist, können wir uns nicht mehr, wie es bisher noch einigermaßen möglich war, mit den üblichen Ausdrücken einig halten. Es ist uns bisher gelungen, viele Besonderheiten durch sehr allgemeine Bemerkungen zu umfassen. Volk aber ist Etwas, das es nicht giebt; und hier läßt sich nur sagen, daß Volk das Gefühl einer Zusammengehörigkeit vieler Menschen im Gegensatz zu anderen solchen Zusammengehörigkeitsempfindungen ist, daß aber Natur und Grundlage solcher Gefühle in jedem Fall ihre besonderen historischen Bedingungen hat, die nicht nur keine gemeinsame Wurzel, nicht nur keinen gemeinsamen Gattungsbegriff haben, sondern einander nicht einmal ähnlich sind.

15. Volk nämlich, wie man es heute meint, ist ein Mißgebilde aus Rationalität, staatlichen Grenzen und Wirtschaft- oder Kultureinheit. Der Staat und seine Grenzen sind elende Zufallsprodukte der erbärmlichsten Er-

scheinungsformen sogenannter Geschichte. Nationalität, Rasse, Stammesqualitäten sind wundervoll tiefgewurzelte und verbindende Individualeigenschaften. Die französische Nation ist ein Sprachverein und darum ein Geistesverband und eine Religionsgemeinschaft: Mabelais, Molière, Voltaire sind ihr Fürsten und Könige. Eben so die deutsche Nation: das Volkslied ist die Magna Charta dieses 6-lorreichen Bundes und Goethe ist der König darin. Und so haben die Juden ihre Einheit und ihren Jesaias und Jesus und Spinoza. Es gab einmal einen anderen Geistesverein, der nicht dem Geist der Sprache unterworfen war und vor den Grenzen des Staates noch viel weniger Halt machte als die Sprache: die Christenheit mit ihrem Dante und ihrer Gotik, die von Moskau bis nach Sizilien und Spanien reichte. Ihr Ursprung war wie der Ursprung allen Geistes: aus den Köpfen, Sehnen und Herzen der Wenigen und aus den dumpf empfundenen Rötthen und Begierden der Völker; ihr Sinn aber, als sie vollendet auf ihrer Höhe stand, war: Ausdruck, Zeichen und Verklärung, Kunst also einer Kulturgemeinschaft zu sein. Die Christenheit mit ihren gothischen Thürmen und Zinnen, mit ihrer Symmetrie des Unsymmetrischen, mit ihrer Freiheit in schöner und strenger Gebundenheit, mit ihren Innungen und Bruderschaften war ein Volk im höchsten und gewaltigsten Sinn: innigste Durchdringung der Wirtschaft- und Kulturgemeinschaft mit dem Geistesbund.

16. Dies aber ist vorbei; und wann der göttliche Ueberwältiger kommt, der über unserer Kultur die Fahne des Geistes spannt und den Sturm des Wahnes wehen läßt, wissen wir nicht. Es gilt, uns einzurichten und klar zu sehen. Die große Einheit ist zerrissen; eine Anzahl kleiner Geistgemeinschaften ist da und will leben und hat keine notwendige Verbindung mit irgend einer Gesamtkultur. Man begreife doch: das Spinnen und Weben, das Schmieden und Zimmern war einst durchdrungen von einem Geist. Mit unserer Fabrikation und mit unserem Ackerbau, mit unserem Handel und Wandel hat kein Geist und kein Wahn zu thun. Chemiker, Techniker, sogar die Juristen, so weit sie Organisatoren sind (ach Gott!), haben damit zu thun, als nützliche Menschen. Aber der Streit um Darwinismus oder Teleologie, um Willensfreiheit, um Materialismus und Spiritualismus steht auf einem ganz anderen Feld: dieser Geist hat keinen Körper als den Geist selber.

17. Friedrich Nietzsche hat den denkwürdigen und, wenn schöne Anspannung aller Kräfte so genannt werden darf, gewaltigen Versuch gemacht, dem Geiste diesen Körper, diese Beziehung zum Leben, diese Möglichkeit zu geben. Wenn ich ihn recht verstehe, war der Antrieb seiner heftigen Gedanken wie seiner zartesten Stimmungen dieses Bedürfnis: die verstiegensten Phantasien und Konstruktionen des Geistes, die abgründlichsten Versunkenheiten der Seele, *„die „Iphigeneia“ und „Jigant“, „zu „Jon.“ „zu „u.“ „herdion.“ „Beziehung.“ „u.“* Menschen unter einander: allen Geist aus moralischen Bedürfnissen und

Kräften zu erklären, alle Religionen und Geistesgospinnste auf die Bedürftigkeit oder die Nothfälle; jedenfalls also auf das Zusammenleben der Menschen, auf Ethos und Ethnos zurückzuführen. So einfach aber liegen die Dinge nicht: das Christenthum war der Geist der Völker des Mittelalters, nicht, weil es der Ausdruck ihres Lebens und Mitnehmens war, nicht, weil es irdische und körperhafte, moralische, Menschen verlettende Bedeutung hatte, sondern im Gegentheil: weil es dem Leben und Mitleben der Menschen einen überirdischen, einen geisthaften Sinn gab; weil es alle Zwecke der arbeitenden oder einander bekriegenden Menschen aufhob, hinaufhob zu einem Zweck der Verkürzung und Erlösung. Solchen Sinn der Welt aber giebt der Geist der jetzt lebenden Menschen nicht her; solcher Zweck des Lebens geht in unseren Geist nicht hinein. Und so ist schließlich der Versuch Niepshes, dessen Geist nicht genug Dunkelheit hatte, dessen Kopf zu hell war, nicht mehr gewaltig, sondern gewalthätig zu nennen: sein großes Sehnen hat ihn endlich mit kleiner Aus-  
hilfe zufrieden sein lassen. Er ertrug es nicht, vor geschlossenem Thor zu stehen. Aber wir müssen es ertragen. Es ist geschlossen.

18. Mit dem Sprachverein, den man Nation nennt, steht es aber genau eben so. Die Rationalität ist eine schöne und liebenswürdige Wahrheit; ihre Verbindung mit dem Wirthschaftsleben ist eine Lüge. Es giebt deutsche Sprache; und im Zusammenhang damit deutsche Sitten, deutsche Kunst, deutsche Dichtung. Aber es giebt nicht: deutsche Kohle und deutsches Eisen, deutsche Nähmaschinen und deutsche Chemikalien. Man komme nicht mit gewissen Erzeugnissen, die noch heimathlichen Charakter bewahrt haben: nürnbergers Lebkuchen, westfälischen Schinken und Vergleichen. Traurig und elend genug, daß man nicht mehr viel finden kann, wenn man Heimathserzeugnisse aufzählen will. Es wird die Zeit kommen, wo die Arbeit wieder mit der Heimath, mit der Gemeinde und der Landschaft zusammengewachsen ist. Aber nicht mit der Sprache: Heimath und Sprache haben zwar Einiges, aber nichts Entscheidendes mit einander zu thun. Die Heimath ist die Verbindung des Menschen mit der Erde, dem Klima, der Landschaft, vor Allem den geologischen Bedingungen; die Heimath ist der Körper; die Sprache aber ist der Geist. Verbunden sind Heimath und Sprache durch die Sitten und Bräuche: im Engsten also. Die Sprache aber ist beflügelt und weht über die Heimath und Scholle weit hinaus. Die Arbeit dagegen, die auch Heimath und Erdreich verlassen hat, ist nicht die Wege der Nation oder Sprachgemeinschaft gegangen und kann sie nicht gehen, so wenig, wie man mit einem Brotmesser Weige spielen kann. Die Verwirrung im Denken dieser getrennten Dinge ist so unsinnig, daß man grob und dumm reden muß. Die Sprache ist mit der Landschaft verwachsen im Idiom, im Sprachbrauch, im Dialekt; sie wächst darüber hinaus durch die Buch-, Schul- und Kanzelsprache, durch die Prosa der Denkenden und Be-

lehrenden und die Dichtungen der großen Poeten. Da haben wir die Nation. Die Arbeit nun hat, ganz anderen Bedingungen folgend, die Heimath auf dem Lande und die Zünfte in den Städten verlassen und hat größere Märkte des Austausches aufgesucht. Daß der Schein entstand, diese ganz getrennten Dinge hätten Etwas mit einander zu thun, kommt nur daher, daß die beiden Erscheinungen mit dem Staat verquickt und umschlossen wurden. Der Staat hat Bräuche, Sitten und Sprachgewohnheit der Heimath nicht hindern können, zu großer Kunst und umfassendem Sprachgeist zu wachsen; aber die Entwicklung der großen Wirthschaft- und Kulturgemeinschaften, wie sie dem Prozeß der Produktion, der Technik, dem Austausch entsprechen, hat er verfallt, gehindert und, wo sie werden wollten, zurückgedrängt und vernichtet.

19. Da also der Sozialismus mit den Fragen des Geistes gar nichts zu thun hat, nur so viel zu thun hat, daß er solche geistige Tendenzen, die sich ihm in den Weg stellen, besiegen muß, da er keinerlei Berührung mit Sprachvereinen hat, es sei denn, daß die falsche Auffassung der Nationalität 'hij 'hym wederum 'in 'oen 'weg 'trakt, 'va es 'hym nur um 'die Kultur geht und um die Möglichkeit, daß Alle daran Theil haben: deshalb ist zu sagen, daß das Volk, innerhalb dessen der Sozialismus walten kann, daß das Volk mit sozialistischen Einrichtungen nicht irgend ein Staat und nicht eine Nation ist. Volk ist vielmehr Etwas, das es seit Jahrhunderten nicht mehr giebt. Das erst wieder geschaffen werden muß. Volk ist eine Wirthschaftsgemeinschaft. Volk ist ein Kulturverband. Wir haben keinen einenden und bannenden Geist; wir Alle zusammen haben ihn nicht. Wir haben Einzelgeist, Sprachgeist, Gruppengeist; aber der Gott des Volkes ist dahingegangen. Ein Volk von Materialisten, wirthschaftlich gesprochen, gilt es also; um der Kultur, um der Ruhe, um der Geister willen muß an die Stelle des Staates die Wirthschaftsgemeinschaft, das Kulturvolk treten. Das Volk also, von dem wir von nun an sprechen, hat mit Staatsgrenzen und Nationalität gar nichts zu thun. Es ist eine Verbindung zwischen den Menschen, die thatsächlich da ist, die aber noch nicht Verband und Bund, noch nicht höherer Organismus geworden ist. Und da denn doch jeder solcher höhere Organismus, wenn auch in noch beschränktem Maß, wiederum Geist und sogar Wahn ist, sagen wir: Zunächst muß dieser neue Volksgeist, muß dieses neue Volk da sein, ehe der Sozialismus anderswo leben kann als im Geist und im Wunsch einzelner, atomisirter Menschen. Der Sozialismus kann leben, wirklich leben, als Wirklichkeit leben nur in einem Gefüge zweiter, höherer Ordnung: in dem neu werdenden Organismus des Volkes. Das sozialistische Organistren ist ganz etwas Anderes, als heute die Oberflächlichkeit meint. Auf dem Grunde des Production- und Circulationprozesses müssen sich die Menschen zusammenfinden, zusammenwachsen zu einem Gebilde, zu einer Zusammengehörigkeit, zu einem Organismus mit unzähligen Organen und Gli-

derungen. Nicht im Staat wird der Sozialismus Wirklichkeit werden, sondern draußen, außerhalb des Staates, zunächst, so lange diese überaltete Ueberheit, dieser organisierte Uebergriß, dieser Riesentölpel noch besteht, neben dem Staat.

20. Betrachtet man sich die seltsam zitternde, zuckende, krause und verrückte Linie, die die Grenzen eines Staates, wie etwa des Deutschen Reiches, ausmacht, so gewahrt man sofort, daß in diesem Gebilde eines kindisch gewordenen oder gebliebenen Entwerfers nur ein Strich Wirklichkeitsinn hat: die Küste. Man könnte, von einem erhöhten Standpunkt aus, freilich sagen: die Küstenlinie sei auch wirr und wahnsinnig genug und der Geist, der die Staaten geschaffen, sei eben darum dem schöpferischen Naturgeist ähnlich, weil keine Vernunft darin sei, sondern nur die zwecklose Nothwendigkeit der Natur. Das wäre so eine echte, rechte Pfaffen-, Sophisten- und Feiglingstede. Denn ob die Natur Zwecke hat oder nicht, kann hier völlig außer Betracht bleiben, Menschenzwecke hat sie jedenfalls nicht. Der Staat aber will doch eben offenbar ein Gebilde sein, das den Zwecken der Menschengemeinschaft dient. Ich weiß, daß um diese Bemerkung herum die dürren und klappernden Gespenster des Naturrechtes, Vernunftrechtes und der historischen Rechtsschule spuken; auch die Darwinisten möchten sich wohl gern zum Wort melden. All dies Gelehrtengespräch sei unbeachtet gelassen; wir kommen darüber hinweg, wenn wir ohne Weiteres zugeben, nicht zugeben vielmehr, sondern als eine Unterstützung unserer Thesen aufstellen, daß die Geschichte der Menschen und die Entstehung der Staaten in der That trostlose Ähnlichkeit mit dem Wachsen geologischer Schichten und ähnlichen Naturprozessen hat. Die Häufung vieler kleinen Unbewusstheiten, veränderlicher Anpassungen und Unterwerfungen in Verbindung mit gelegentlichen Katastrophen hat wirklich die Staaten aufgebaut und die Geschichte gemacht. Trotzdem ist es das Kennzeichen des Menschen, daß er nach seiner Erinnerung und seinem Wissen, seiner Vergleichung und seinem Denken, der Bewußtheit seiner Triebe und seinem nothwendigen und darum mächtigen Willen sein Leben und sein Zusammenleben bestimmt. Der Mensch setzt sich Zwecke und benützt historisch überkommene Einrichtungen und Gebilde, benützt die Möglichkeiten der Wirklichkeit, nicht, wie sie dumpf, aus ihrer Schwerkraft heraus weiterdrängen oder in ihrer Trägheit beharren wollen, sondern, wie er will. Dieser Wille ist nothwendig; ein dummer Schulausdruck sagt dafür: unfrei. Die Lehre von der Unfreiheit des Willens leugnet nicht, daß ein Wille sei, leugnet nur, daß irgend ein Wille anders sein könne, als er ist. Das ist selbstverständlich. Der Wille: Das heißt: das äußerst komplexe Seelengemenge aus Trieben, Lustgefühlen, Ahnungen und Ideenassoziationen, das sich als Ouverture, begleitende Musik und Finale um die Handlung schmiegt (wo es nicht in willensreichen, aber thatarmeren Neurasthenikern Musik ohne Handlung bleibt), der Wille ist durch Nothwendig-

keit ein Wille, ist kein Kahlkopf und keine Haselnuß, sondern muß Wille sein; und kann nicht Erdäpfel wollen, wenn er Burgunderwein will. Eben darum ist er Wille; und man möchte fast sagen: Je gezwungener ein Wille ist, um so zwingender ist er. Doch ist Dies so nur in rhetorischer Knappheit gesagt und müßte anders lauten, wenn hier für eine längere nuancirende Auseinandersetzung Zeit wäre. Denn freilich giebt es in keiner Nothwendigkeit, also auch nicht in der des Willens, Steigerungunterschiede; Alles ist gleich nothwendig, wie es ja das Selbe ist, ob ich sage: Etwas ist nothwendig, oder einfach: Es ist. Wohl aber giebt es Unterschiede in der Herkunft dieser Nothwendigkeit. Es ist etwas Anderes, ob der Wille aus dem Willen geboren ist oder aus dem Unterleib. Ob der Mensch wollen muß, weil es ihn mächtig ins Verstiegene und Prachtvolle treibt, oder, weil die Peitsche des Glends oder der Noheit über ihm klatscht. Ob der Staat weiterwächst, weil viele kleine Erbärmlichkeiten möchten und nicht möchten, oder ob er überwunden wird, weil gewaltige Sehnsüchte und Leidenschaften, Einsichten und Formtriebe sich ans Gestalten machen. Es ist ein Unterschied, ob ein wilder Irzinn aus der Vergangenheit her den Griffel führt oder ob künstlerischer Sinn und die Intuition des Genies nach dem werdenden hin klare Konturen zieht.

21. Der Wahnsinn des Staates ist, daß er ein Zweckgebilde ist, daß er aber Formen und Grenzen des Raumgebildes hat.

22. Es giebt im Gemeinschaftsleben der Menschen unserer Zeit nur ein zweckmäßiges Raumgebilde, von dem später zu reden sein wird: die Gemeinde und den Gemeindeverband.

23. Die Grenzen der Gemeinde sind durchaus sinnvoll (was natürlich nur den Wahnsinn, aber im Einzelfall nicht den Unsinn und die Zweckwidrigkeit ausschließt): sie umschließen eine Vertlichkeit, die natürlich da aufhört, wo sie aufhört.

24. Der Staat aber ist durchaus nicht eine ausgedehnte Vertlichkeit, wie die Gemeinde eine beschränkte ist. Was die Menschen im Staat vereinigt, ist nicht das Zusammenwohnen, sondern ein wirrer Haufe von Zwecken, die durch Geschichte, Herkommen und Gewalt in einander genestelt sind.

25. Daß der Staat durch Wanderung und Niederlassung von Stämmen entstanden ist, wissen wir. Da war ein Volk, das besetzte und besaß dann ein Land. Staat und Land war Eins: der Staat war eine Vertlichkeit, die besiedelt, bestellt und vertheidigt werden mußte. Es war das Stammesland, das Land der Väter, das Vaterland. Die Erde, die bestellt wurde, die Menschen, die darauf zusammenlebten, und die Einrichtungen, die sie sich für ihre Zwecke gaben: diese Drei waren Eins; und Einrichtungen und Gesetze waren verbunden mit den Ahnen und dem Ahnden der Menschen. Sie wurzelten im Boden und schwebten doch wie eine Himmelswolke als Geist der

Berge über dem Volk. Es war die echte Dreieinigkeit: Gott Vater der Boden, darauf sein Sohn das Menschenkind und darüber der Heilige Geist.

26. Jetzt aber giebt es keinen Stammesstaat mehr und kein Vaterland und nur geheiligte Geistlosigkeit. Der Geist unserer Zeiten, ihre Sprache und Kunst, hängt nicht über dem Staat; die Wirklichkeit, von der diese Gebilde aufgestiegen sind, ist eine Wirklichkeit und ein Volk, die erst kommen sollen. Wir müssen den Knäuel Staat auflösen, wir müssen scheiden und trennen und destruktiv sein. Die Gemeinde des Geistes ist nicht an die Dertlichkeit gebunden, und sofern sie es noch manchmal ist, ist sie doch nicht an den Staat gebunden. Das Deutschtum ist nicht das Zusammenwohnen, Zusammengebrängtsein eines Stammes, dem noch die Erinnerung an Unbehaustheit, Wanderzeit und Urbarmachung des Bodens im Blut sitzt, ist nicht ein Carré kampfbereiter Eroberer, die zwischen sich ein besiegtes Volk niederhalten und zum Schutz des Landes nach außen hin stets in Wehr und Waffen sein müssen (die Aufrechterhaltung und Auffrischung all dieser Dinge sind glatte Lügen und Geschichtsmarrheiten): Deutschtum ist Geist, ist verbindende Eigenschaft, ist Sprache. Wäre wirklich der Sprachgeist und das Deutschtum die Grundlage des sogenannten deutschen Staates oder Reiches, dann müßten die Kriege dieses Staates zusammenhängen etwa mit dem Krieg, den Lessing gegen Corneille führte, und die inneren Einrichtungen des Deutschen Reiches hätten eine Verwandtschaft mit dem Rhythmus und dem Geist goethischen Gedichtes. Kaum Gymnasialprofessoren glauben daran.

27. Es ist ein großes, weitreichendes Ding, wenn es erst einmal so weit ist, daß der Geist der Menschen in den öffentlichen Angelegenheiten eben so vom Aberglauben gereinigt ist, wie in den privaten Dingen des Wissens und der Moral Einige (Wenige) durch die Jahrhunderte lange Arbeit weiser Menschen heute schon davon befreit sind. Darum kann gar nicht oft genug gesagt werden: Der Staat ist kein Land. Land ist Boden, nichts Anderes; die andere, die übertragene und läugerische Bedeutung ist erst entstanden und geglaubt worden, als die Landesherren keine Landesherren mehr waren, aber immer noch Landesherren sein wollten. Mit dem Boden zu thun haben die Landwirthe und ihre Vereine, die Hausbauer und Bewohner, die Grundbuchvereine (wenn es welche gäbe; aber um des Grundbuchs willen braucht man wahrhaftig keinen Territorialstaat) und die Gemeinden. Alle diese Einzelwesen sind vereinigt in Dem, was man in gutem Deutsch ein Amt nennt. Amt oder Amtsbezirk ist ein Gemeindeverband. Der Staat ist nicht zur Vertheidigung des Landes da; vielmehr muß umgekehrt immer noch ab und zu das Land und der heimische Herd vertheidigt werden, weil Staaten da sind.

28. Wir nähern uns jetzt der Erkenntniß, was Staat eigentlich ist. Staat ist ein Wahn oder eine Illusion. Damit ist nichts Schlimmes von

ihm gesagt; Wahn oder Illusion ist nur ein anderer Name für Geist; Wahn oder Illusion ist Alles, was die Menschen über Fressen, Sausen und Begatten hinaus haben; Wahn ist auch in unser Essen, Trinken und Lieben hineingekommen. Wahn ist nicht nur jedes Ziel, jedes Ideal, jeder Glaube an Sinn und Zweck des Lebens und der Welt; Wahn ist jedes Banner, dem die Menschen folgen; jeder Trommelschlag, der die Menschen in Gefahren führt; jeder Bund, der die Menschen vereint und aus einer Summe von Einzelmenschen ein neues Gebilde, einen Organismus schafft. Wahn ist das Höchste, was der Mensch hat; immer ist Etwas von Liebe in ihm; Liebe ist Geist und der Geist ist die Liebe: und Liebe und Geist sind Wahn. Man glaube ja nicht, der Staat sei alter Wahn, der umgestoßen oder erneuert oder ersetzt werden müsse. Es giebt nichts der Verehrung Würdigeres als alten Wahn, selbst wenn er im Hinschwinden ist oder im Wege steht; es giebt nichts Mächtigeres als alten Wahn, der noch lebendig ist und von Geschlecht zu Geschlecht geht; und es ist immer etwas Häßliches um neuen Wahn, der trüb, übergreifend und unsicher ist wie junge Hunde oder junger Wein. Der Staat ist nicht so ein alter Wahn und ist nicht so ein wunderbar unheiliger junger Wahn. Der Staat ist nie jung gewesen und kann nie heilig werden. Er ist infam, ganz anders als Das, was Voltaire infam genannt hat. Es giebt aber echten Wahn und falschen Wahn. Es giebt lebendigen und notwendigen Wahn und es giebt hergestellten und aufgelegten Wahn. Der echte Wahn sitzt im Inneren des Individuums und es schafft die Gleichheit des Wahnes in den Mehreren das äußere Gebilde. Der echte Wahn ist verbindende Eigenschaft. Die Liebe ist eine Bereitschaft und Wirklichkeit, die im Menschen drin sitzt; sie hat die Familie gegründet; sie und ihre dionysische Hingabe hat die Tragödie und die Götterbilder geschaffen; so auch war das Wesen des Christenthumes, als es im Mittelalter lebendig war: Liebe und menschenverbindender, allverbindender Geist. So wäre der Sprachverband der Nation, wenn der Staat ihn nicht bedrängte und beengte; so ist die Rasse der Juden trotz allem Staat; so ist es überall, wo eine Wirklichkeit: Klima oder Geblüt oder Geschichte oder zusammenschweißende Noth, irgendwo in den Seelen eine Gleichheit und aus den Personen einen Bund, eine nicht juristische, sondern geistige Person, einen Organismus höherer Ordnung geschaffen hat. So war der Stammesstaat, von dem wir gesprochen haben; so war die Stadtrepublik. Aber so ist nicht der Staat. Der sitzt nicht in den Herzen und Seelenleibern der ihm Angehörigen. Der Staat ist nie zur Individualität, nie zur Wahrheit, nie zum echten Wahn geworden. Vergeblich hat es seit dem Ausgang des Mittelalters der Staat versucht, an die Stelle der verfallenden Städte-republiken, Stammesbünde, Gilden und Bruderschaften, Dorfgemeinden, Stiftungen und Korporationen zu treten. Der echte Wahn trägt den Geist in

Alles hinein, was er berührt; er hat den alten Städten, den Häusern, den toten Dingen des Gebrauches Form und Schönheit und Leben gegeben; der Staat aber hat keinen Geist, hat nie einem Dinge Schönheit geschenkt, hat Alles kalt und tot gelassen oder gemacht. Form an toten Dingen ist Nothwendigkeit mit dem Schein der Freiheit; die Form, in der lebendige Wesen sich zum Bunde gestalten, zu einem höheren Organismus vereinen, ist Nothwendigkeit mit dem Gefühl der Freiwilligkeit. Die Form und Unform des Staates aber ist der Zwang und die Gewalt.

29. Darum ist der Staat ein falscher Wahn, weil er Zwecke, die nicht durch Dertlichkeit, die überhaupt nicht mit einander verbunden sind, die nur in kleinem Kreis oder umfassenden, für sich bestehenden Verbänden zu erreichen sind, an die Dertlichkeit, das Territorium, das Raumgebiet anklebt. Darum ist der Staat, obwohl er kein Nationalstaat ist, immer wieder genöthigt, sich in den wunderroosen echten Wahn der Nationalität wie in einen Lügenmantel einzuhüllen: so aber wird die Sache nur schlimmer, die abscheulichen und schmutzigen Nationalitätenkämpfe innerhalb des Staates entstehen daraus, wo doch die Angelegenheiten jeder Nation von ihr selbst (Das heißt: vom Sprachverein) zu erledigen sind, und die Staatskriege werden durch nationale Ueberhitzungen lägnerisch motivirt, wo doch nie in Wahrheit ein Krieg um der Sprache und Sitten willen geführt worden ist. Die Nationalität ist Echtheit und Liebesbund und Geist genug und braucht keinen Staat, um als Zweck in den Menschen zu wohnen und aus ihnen heraus ein Gebilde der Schönheit zu schaffen. Die anderen Zwecke aber, die noch in den Staat eingesperrt sind, werden nur dann frei werden und Vereine der Menschen gründen, wenn sie vom Wahn echt und ganz durchtränkt, durchgeistigt und durchblutet sind. Wenn die Verbindung der Menschen zu nützlicher Arbeit Liebe sein wird, Liebe zum Gleichen nämlich, Liebe zur Sache, denn für Menschen unter einander ist Gerechtigkeit gegen Alle besser als Liebe zu Etlichen, und wenn dann in Gemeinden und Bünden Jeder nach Wunsch und Geist an den Tisch der Kultur geht: dann wird kein Staat mehr sein, es sei denn im Verein der Staatsfreunde, die dann nach Herzensdummheit unter sich Staat spielen mögen, so wie sie heute Skat spielen, die Anderen aber in Ruhe zu lassen haben.

30. Da den Menschen der verbindende Geist, der Gruppengeist und der Gesamtgeist, der Geist der Verständigung in den Dingen der Selbstverständlichkeit und der Geist der Freiheit und des Charakters in den Dingen der Selbständigkeit abhanden gekommen oder traurig geschwächt worden ist, müssen sie in anderer Weise dirigirt, befehligt und in Schranken gehalten werden: der Geist wurde ersetzt durch die Geistlosigkeit oder den Staat. Der Staat oder die an Befehle gebundene und mit den Waffen der Gewalt ausgerüstete Bureaucratie ist die letzte Instanz in all den menschlichen Angelegen-

heten, für die er jeweilig Geltung hat, und den Umfang seiner Gewalt bestimmt eine Abwechslung von tollem Interesse und abgepannter Gleichgiltigkeit, die man fast Mode nennen möchte. Es gibt kein Gebiet der Individuallebens und Gruppenlebens, das nicht schon staatlich geregelt worden wäre, und es sind zu den verschiedenen Zeiten stets verschiedene Gebiete, die gerade staatsfrei sind. Früher kümmerte er sich um Rauchen und Kaffeetrinken, aber nicht um die Eheschließung; jetzt hat er dafür eine Bedürfnisanstalt errichtet und läßt die anderen Genüsse frei. Ich kann nicht ins Einzelne gehen, will auch die Ruhe bewahren und von den Mißthaten nicht weiter reden. Ich stelle nur ein paar Thesen auf. Erstens: es ist unzumuthlich und undurchführbar, die verschiedensten Zwecke durch die Centralgewalt des Staates zu regeln. Jeder Zweck braucht seinen besonderen Zweckverein; und wo sich die Zwecke berühren, bedarf es der Zweckverbände, und wo sich die Zwecke durchkreuzen, bedarf es der Schiedsämter. Zweitens: es ist kulturhemmend und kulturbedrohend, daß der Staat die Tendenz hat und haben muß, nicht nur die Zwecke vereinigter Menschen zu erreichen, sondern Selbstzweck zu sein. Selbstzweck sein sollte nur der echte und edle Wahn. Die Menschen verehren im Staat eine unsichtbare und heilige Macht, der sie sich unterwerfen. Die Menschen sollen unsichtbare und heilige Macht verehren und sich ihr unterwerfen. Ueber allen Zwecken des Lebens soll ein Sinn, eine Heiligung, ein Wahn, ein Etwas wohnen, um dessen willen gelebt und mitgelebt wird. Der Staat aber, wenn man ihm die Zwecke nimmt, die Zwecke, die er nicht erreichen kann und die er verpöcht, ist überdies nichts, ist ein vollendetes Nichts. Es stellt sich also heraus, daß der Staat um der Menschen willen da ist, daß er aber den Menschen nicht helfen kann; daß die Menschen um des Staates willen da sind, daß er aber den Menschen nichts bedeuten kann. Wir finden es nicht, das Dunkle und Ueberwältigende, was uns, was uns Allen mit einander Etwas bedeuten kann; die Bedeutung des Lebens und der Welt finden wir nicht; Suchende sind wir. Das aber können wir finden, das uns zum Leben helfen und dienen kann: die zweckmäßige Art der Menschenvereinigung um des Ruhens und der Kultur willen. Wer weiß: ob nicht, wenn wir endlich den Zwecken des Lebens, die eigentlich völlig klar vor uns liegen, stark und charaktervoll nachgehen, ob dann nicht auch das Räthsel des Lebens, der große, hintersiehende Wahn in der neuen Menschenkultur wieder aufsteigt? Das mag sein oder nicht sein: der Staat jedenfalls ist den irdischen Dingen ein Tropf und für himmlische Sehnsucht ein Nichts.

Hermsdorf (Mark).

Gustav Landauer.



## Zucker.

Der den dazu erforderlichen Humor aufbringt, hat kaum an einem anderen Schauspiel so viel Spaß wie an dem unserer kapitalistischen Volkswirtschaft, die die Menschheit mit einer immer reicheren Güterfülle überschüttet, durch jeden neuen Guß aber ein Jammergeheul hervorrufft. Jede Erfindung, jeder technische Fortschritt, jede gute Ernte versetzt entweder die Arbeiter oder eine Unternehmerklasse in eine Nothlage oder bedroht sie wenigstens. Einen der neuesten Akte dieser großen Tragikomoedie inszenirt die Zuckerproduktion. Nach Beendigung des kubanischen Krieges tauchte die Ansicht auf, wenn sich jetzt die Spanees auf die Rohrzuckerproduktion in den erworbenen Gebieten verlegten, so könne Kuba allein schon den Zuckerbedarf der ganzen Welt decken. Unsere Produzenten wehrten sich natürlich mit Händen und Füßen gegen die Anerkennung dieser Gefahr. Ihr wissenschaftlicher und zugleich parlamentarischer Vertreter, Professor Paasche, untersuchte die Lage in Kuba und beschwichtigte in seinem Bericht die Befürchtungen seiner Leute. Professor Julius Wolf findet Paasches Thesen sehr sympathisch; aber eben das Sympathische, meint er, beweise, einen wie starken Antheil an ihrer Aufstellung das Gefühl gehabt habe. Wolf hat bei Gustav Fischer in Jena die Schrift: „Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag, die kubanische Zuckerproduktion und die Zukunft der Zuckerindustrie“ veröffentlicht. Darin beweist er, gestützt auf zweifellos zuverlässige Berichte von Kennern Kubas, daß diese Insel als Zuckerproduktionsstätte ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. Das ganze Areal ist anbaufähig und sehr fruchtbar. Von den 120 000 Quadratkilometern sind erst 3600 in geregelten Anbau gezogen und davon 1700, also 1,3 Prozent der Bodenfläche, mit Zuckerrohr bestanden. Obgleich nun die Zuckergewinnung noch nachlässig und primitiv betrieben wird, ist die Produktion, die in der besten Zeit vor dem Krieg 10 Millionen Doppelcentner betragen hatte, in der Zeit des Krieges auf 2 bis 3 Millionen zurückgegangen war, jetzt auf 13 Millionen gestiegen. Die Produktionskosten betragen 1,35 Cents für das Pfund loco Bord. Die Rohrzuckerproduktion der Erde (außer Kuba theiligen sich an der Weltversorgung durch Export: Java mit 10, Hawaii mit 3,7, Louisiana mit 3 Millionen Doppelcentnern, Brasilien, Mauritius, Portoriko, Queensland mit kleineren Mengen) ist langsam von 11 Millionen Doppelcentnern im Jahr 1840 auf 26 Millionen Doppelcentner im Jahr 1900 gestiegen. Der Rübenzucker hat in der selben Zeit gewaltige Sprünge gemacht: im ersten Jahrzehnt von 0,4 auf 2 Millionen, in jedem folgenden auf ungefähr das Doppelte des vorhergehenden bis zu 60 Millionen im Jahr 1900. Aber den Rekord im Ringen mit dem Rohrzucker hat der Rübenzucker schon 1890 erreicht, wo sein Antheil an der Welt-

produktion  $64\frac{1}{2}$  Prozent betrug; in der Campagne 1904/05 deckte er nur 51,7 Prozent des Weltkonsums; der Rohrzucker machte also mit ihm beinahe Halbpart. (Die genauen Zahlen werden gerade hier nicht angegeben; da der Weltbedarf reichlich 100 Millionen Doppelcentner beträgt, müßte die Rohrzuckermenge in der genannten Zeit fast 50 Millionen erreicht haben, was mit den angeführten Zahlen nicht zu stimmen scheint.) Wolf schließt daraus, daß das Jahr 1900 der Wendepunkt sei, von dem an der Rübenzucker vom Rohrzucker immer schneller überflügelt werden müsse. Denn der Erfolg des Rübenzuckers beruhe auf der Wissenschaft und die sei mit ihren Leistungen an den Grenzen der Möglichkeit angelangt; die Rohrzuckersfabrikation dagegen bedürfe heute noch gar keiner Chemie, sondern nur des Kapitals (das ihr jetzt durch die Verbindung mit den Vereinigten Staaten zur Verfügung stehe) und der Arbeiter, die nöthig seien, die Anbaufläche zu vergrößern. Ein Kubaner hat erklärt: „Wir brauchen keine Chemie, könnten wir nur all unser Rohr durch die Fabrik durchpeitschen! Wir müssen jedes Jahr ganze Rohrfelder ungeschnitten stehen lassen“. Deutschland gewinnt von einem Hektar seines theuren Bodens mit allen Mitteln der Wissenschaft 43 Doppelcentner Zucker, Hawai ohne solche 104, auf den besten Plantagen 334. Ganz leicht, meint Wolf, werde dem Rohr das Ringen mit der Rübe trotzdem nicht werden, weil im Preiskampf jetzt viel geringere Beträge entscheiden als einst. Im fünfzehnten Jahrhundert hat der Centner Zucker 1000 bis 1200, im Jahr 1650 120, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 50 bis 60 Mark gekostet, jetzt gilt er, bei 6 bis 8 Mark Herstellungskosten (so weit hat sie die Wissenschaft mit ihren erstaunlichen Leistungen heruntergesetzt) 8 bis 9 Mark. Jetzt muß es eben die Menge bringen; und die Zunahme des Konsums hat bisher noch immer den Preisfall so weit aufgehalten, daß der Centner einen kleinen Ueberschuß ergibt. Auf die weitere Zunahme des Konsums baut Wolf seine Hoffnung für den Rübenzucker. Während in der Union 70,50 Pfund auf den Kopf verbraucht werden, begnügt sich der Deutsche mit 35,20 Pfund. Daß die Menschen ihren Zuckerverbrauch sehr gern vermehren, sobald sie die Mittel dazu haben und in eine an starken Zuckerverbrauch gewöhnte Umgebung kommen, beweisen die amerikanischen Einwanderer; die Menschen aller Nationalitäten, auch die als Alkoholiker dem Zuckergenuss abholden Deutschen und Schweden, vermehren drüben ihren Zuckerverbrauch, besonders die Italiener, die daheim bettelarm und überdies keine Alkoholiker sind: von 5 auf 25,4 Kilo für das Mannhaupt. Natürlich verlangsamt sich die Zunahme, je weiter sie fortschreitet, doch steigt sie auch bei den Amerikanern und den Engländern, diesen stärksten Zuckereßern, noch stetig. Da ist also ein Hoffnungsschimmer für die Rübe; aber es müßte wunderbar zugehen, wenn die Yankee's die natürliche Ueberlegenheit des Zuckerrohres nicht ausbeuten sollten, nachdem sie das reichste Rohrgebiet in ihre

Gewalt bekommen haben. Sie werden es ja wohl mit der Zeit anerkennen, aber auch schon als (ins Pfefferland gewünschte, wie Wolf hervorhebt) Befreier und Wohlthäter und als Pazifistoren müssen sie doch bei ihrer Natur den stärksten Anreiz empfinden, die Bodenschätze Kubas auszubeuten.

Zu dieser im Allgemeinen düsteren Aussicht kommt nun noch eine augenblickliche Schädigung, namentlich für Deutschland. Die Union gewährt seit 1904 dem kubanischen Zucker eine Zollermäßigung von 20 Prozent. Sie beträgt für den Doppelcentner Raffinade 3,60, für Rohzucker 3 Mark. Es ist klar, daß solche Verbilligung dem kubanischen Zucker ermöglicht, jeden anderen importirten Zucker zu schlagen. Darin liegt, abgesehen von dem allgemeinen, ein starker spezieller Anreiz zur Zuckerproduktion für Kuba. Von seiner 11 300 000 Doppelcentnern hat Kuba 1904/05 der Union 10 300 000 verkauft. Es braucht seine Produktion nur um 8 Millionen Doppelcentner zu vermehren, so deckt es den ganzen Bedarf der Union. Die 7½ Millionen, die Kuba bisher nicht liefern konnte, haben Deutschland, Westindien, Südamerika (je 1 Million) und Java (4½ Millionen) geliefert. (Aus Wolfs genaueren Angaben ist zu entnehmen, daß der deutsche Zuckerimport der Union von 302 Millionen Pfund im Jahr 1895 auf 2 Millionen Pfund im Jahr 1904 gefallen ist; 1897, wo die kubanische Produktion am Tiefsten gesunken war, haben uns die Yankees 1511 Millionen Pfund abgenommen.) Der zweite (oder eigentlich erste) Zweck von Wolfs Schrift ist nun der, darauf hinzuwirken, daß diese Schädigung rückgängig gemacht werde. Wolf beweist, daß der dem kubanischen Zucker gewährte Vorzugszoll den noch geltenden Meißbegünstigungsvertrag verlegt, den Preußen 1828 mit den Vereinigten Staaten geschlossen hat. Die Passivität unserer Staatsmänner in dieser Angelegenheit sei unbegreiflich. Zwar seien sie in einer sehr ungünstigen Lage gewesen, weil schon im Provisorium von 1900 der Union Alles gewährt worden sei, was das Reich an Konzessionen zu bieten hatte. Trotzdem hätten noch zwei Wege offen gestanden. „Der erste wäre gewesen, den Amerikanern über den Konventionaltarif hinaus Zugeständnisse zu bieten (waren denn solche noch möglich?), um den zwanzigprozentigen Zollnachlaß auch für den deutschen Zucker zu gewinnen. (Sollte dieser Nachlaß dem kubanischen nicht deshalb gewährt worden sein, weil amerikanische Bürger die dortige Zuckerproduktion in die Hand zu nehmen gedenken, Kuba also einigermaßen als Inland zu behandeln ist?) Hätten sich dann, weil damit das Preferential Treatment dahingefallen wäre, die Kubaner nicht entschlossen, den Vertrag zu genehmigen, so wäre die Vorzugsstellung Kubas ohne Opfer Deutschlands abgewehrt gewesen. Oder Deutschland hätte auf autonomem Wege, eventuell gegen Konzessionen, den anderen Vertragsstaaten einen Zollnachlaß an Gegenständen der amerikanischen Ausfuhr, etwa auf Mais, gewähren können, der den Vereinigten Staaten so

lange vorzuenthalten gewesen wäre, wie sie deutschen Zucker zu Gunsten Kubas differenzirten“. Deutschland soll nach Wolfs Meinung die durch das Zollprovisorium vom Februar 1906 gewährte Frist benutzen, um das Versäumte nachzuholen. Der Versuch, auf die Vereinigten Staaten einen Druck auszuüben, verspreche Erfolg, weil eine starke Gegenströmung sowohl gegen den kubanischen Vertrag wie gegen die Hochschußzöllerei aufgekommen sei. Als Beweis dafür stellt Wolf amerikanische Zeitungstimmen zusammen, die in ihrer Gesamtheit ein über die Zuckerfrage hinaus lehrreiches Bild ergeben. Wenn ich richtig gezählt habe, beträgt die Zahl der für Deutschland günstigen unter diesen Zeitungsausschnitten 27 und die der Standpatters, wie sich die Unentwegten nennen, genau eben so viel. Diese sehen im Drohen der Deutschen mit einem Zollkriege einen Bluff und in der Annahme des letzten Zollprovisoriums durch den Reichstag den Beweis dafür, daß die vorher angenommene tapferere Pose eben nur Pose gewesen sei und Deutschland sich fürchte, mit der überlegenen Union im Ernst anzubinden. Von den anderen Stimmen gehen manche so weit, die eigene Regierung der Vertragsverletzung anzuklagen und einzugestehen, daß die Ausführung der amerikanischen Zollvorschriften allen Grundsätzen der Billigkeit widerspreche. Wenn sich Onkel Sam einer Versündigung gegen das Ausland anklagt, so werden wir natürlich darin nicht ein Ueberströmen des von Gerechtigkeit und Nächstenliebe geschwellten Herzens sehen. Und in der That sind es, wie aus diesen Zeitungsausschnitten hervorgeht, sehr materielle Interessen, die sowohl gegen den Hochschußzoll wie gegen den Vertrag mit Kuba sprechen. Jener wird für einen Schutzwall angesehen, hinter dem die verhassten Trusts ihre Riesenprofite machen, und er bedroht zugleich die Lebensmittelausfuhr nach den Ländern, die sich zur Gegenwehr mit Kampfzöllen auftraffen; die Führer der demokratischen Partei aber benutzen natürlich diese Stimmung weiter Volkskreise, die Revision des Tarifs als wirksamen Bestandtheil ihrer Plattform einzuverleiben und mit der drohenden mitteleuropäischen Tarifierbrüderung zu schrecken. Gegner des kubanischen Vertrages aber sind die Interessenten der jungen amerikanischen Rübenzuckerindustrie, eben so die der Rohrzuckerindustrie von Louisiana, Hawaii, Porto-Riko und den Philippinen. Und weil Onkel Sam von sich auf Andere schließt, verbreiten die Republikaner die Mär, die deutsche Fabrikantenschaft bestecht mit großen Summen amerikanische Zeitungen, damit sie die Wahlen im revisionistischen Sinn beeinflussen. Das ist natürlich Unsinn; aber daß unsere Diplomatie diese Lage auszunutzen die Pflicht hat, darin muß man Wolf beistimmen.

Was mein persönliches Empfinden betrifft, so gestehe ich, daß mir der Schacher um Tarifpositionen (auch wenn es sich um eine Million Doppelcentner deutschen Zuckers handelt; und da erst recht) vollkommen gleichgiltig ist, während mich das Ringen des Rohres mit der Rübe ungeheuer interessiert.

Den Sieg des Zuckerrohres zu erleben, bin ich freilich zu alt, aber wenn ich ihn erlebte, so würde mir dieser Sieg der Natur über die Unnatur eine Riesenfreude bereiten. Schippel, den Wolf anführt, faßt den Kampf auf als einen zwischen Natur und Geist und glaubt darum, daß die Rübe siegen müsse. Aber erstens ist es gar nicht ausgemacht, daß der Geist immer über die Natur siegen müsse (wenn uns einmal, wie die Physiker prophezeien, die Sonnenenergie im Stich läßt, hat mit dem organischen Leben auch das des Menschengeistes sein Ende gefunden) und dann wird der Geist die Technik, die er an der Rübe gewonnen hat, auf das Rohr übertragen und auch ihm das letzte Willigramm Zucker auspressen. Aber Unnatur ist es doch offenbar, wenn man einer Interessentengruppe zu Liebe den Anbau der Pflanze unterläßt oder gar hindert, die drei- bis zehnmal so viel Zucker ergiebt als die Rübe auf der selben Fläche. Vor zehn Jahren hat Eduard Hahn in seinem viel zu wenig beachteten Werk: „Die Hausthiere und ihre Beziehung zur Wirthschaft des Menschen“ geschrieben: „Unsere Rübe wächst nicht in tropischer Leppigkeit, und wenn sie mehr als zwölf Prozent Zucker enthält, so ist Das viel. Zuckerrohr steht dicht wie das Schilf bei uns, es enthält bis achtzehn Prozent und die Halme sind acht bis fünfzehn Fuß hoch. Sobald die tropische Arbeiterfrage ihre endgiltige Lösung gefunden haben wird, ist damit das Schicksal unserer Zuckerindustrie besiegelt, ja, sie wäre wahrscheinlich schon vernichtet, wenn nicht gerade der Ausschwung der javanischen Zuckerindustrie durch die Sehrekrankheit des Rohres zunächst eine starke Verzögerung erlitten hätte. Gelingt es, diese Krisis zu überwinden, gelingt es ferner, den amerikanischen Regier seiner Indolenz zu entreißen, so wird unsere Industrie nicht lange widerstehen können. Bedenkt man aber, daß unser Rübenbau einen großen Theil des allerbesten Bodens seiner eigentlichen Bestimmung, der Ernährung unseres Volkes, entzieht und neben der Vernichtung des bäuerlichen Betriebes in einigen ehemaligen Hauptgebieten, zum Beispiel der Magdeburger Börde, durch die starke Verwendung fluktuirender Arbeitermassen unsere ländliche Lohnarbeiterschaft proletarisirt, so kann man nur dringend wünschen, daß wir diese Industrie so bald und mit so wenig Verlust wie möglich loswerden“. Er schlägt vor, daß in der Rübenzuckerfabrikation stehende Kapital in Rohrzuckerplantagen anzulegen. Was uns die Zuckerproduktion an Nahrungsmitteln entzieht, wird nicht beträchtlich sein; vielleicht hat sie sogar (abgesehen davon, daß der Zucker selbst zu den Nahrungsmitteln gehört) deren Menge vermehrt, weil die beim Rübenbau angewandte Tiefkultur im Fruchtwechsel auch dem Getreide nützt. Aber die anderen Schädigungen, die sie dem Volk zufügt, sind so arg, daß man in Hahns Wunsch einstimmen muß. Die Arbeit in der Zuckerfabrik gehört zu den unangenehmen Arbeitarten, die der heutigen handarbeitenden Klasse die Arbeit überhaupt verleiden, während die Arbeit auf den Zucker-

plantagen für die Neger ein Vergnügen ist oder wenigstens war, so lange man sie noch nicht mit der Freiheit und mit Lynchpogroms beglückt hatte; natürlich nur unter vernünftigen Herren, an denen es jedoch nicht gefehlt hat. Der französische Justizbeamte und Schriftsteller Eugen Routon schildert das Leben der Sklaven auf Guadeloupe, wo er seine Kindheit zugebracht hat, als ein glückliches Jodul. Heiter seien die Neger zu jeder Zeit gewesen, während der Zuckerfabrikation aber habe sich ihre Lustigkeit zur Ausgelassenheit gesteigert. Der Zucker, von dem sie während der Campagne essen durften, so viel sie wollten, habe sie fett gemacht und der Rum, den sie ohne Erlaubniß stibigten, habe der ganzen Plantage Schwung verliehen. Daß die amerikanischen Schwarzen in der Sklaverei glücklicher gelebt haben, davon überzeugt man sich auch bei der Lectüre des kürzlich erschienenen zweiten Bandes des ausgezeichneten Werkes „Baumwollenproduktion und Pflanzungswirtschaft in den nordamerikanischen Südstaaten“ vom Dr. Ernst von Halle.

Reiffe.

Karl Zentsch.



## Verse.

## Abschluß.

**I**n guter Kaufherr schließt vor seinem Tod  
Das Hauptbuch ab. Auch ich will Abschluß machen  
Und blättere nach, was mir das Leben bot.

Am Eingang steht: Ich brach' als Kapital  
Kraft, Muth und Glauben in den Lebenshandel.  
Was löst ich damit? Ungemessne Qual!

Erst kam ein Schmerz, dann heiße Sehnachtsnoth,  
Dann rothe Sünde und durchschwelgte Nächte,  
Von denen jede Gift im Becher bot.

Doch in dies Elend leuchtend eingesenkt  
Wie Gold in Fels, steht auch ein Name drinnen,  
Der, wird er laut, dereinst mein Grab noch sprengt!

Ein Mädchenname. Nur gestohlnes Glück  
Knüpft sich daran. Doch ewige Liebesflammen  
Warf mir ins Herz sein ärmster Augenblick.

Das steht mit Goldschrift in dem schwarzen Buch,  
Das ich zum Abschluß heute aufgeschlagen,  
Und darum find' ich sterbend keinen Fluch.

Die tausend Blätter nochmals überzählend,  
Schließ ich getrost: Daß Du Dein Herz mir gabst,  
Bleibt mein Gewinn aus dreißig Jahren Elend!

#### Drei Römer Weins.

Heute hab' ich um die Mitternacht,  
Meine letzte Flasche aufgemacht,  
Abschied trank ich heut für immerdar  
Allem, was mir lieb und theuer war.

Liebe, Liebe, weich' aus meiner Brust!  
Bitter war Dein Weh und karg die Lust.  
Nie mehr soll ein Weib sich an mich pressen.  
Die mich liebte, soll mich bald vergessen!

Ach, wie hob der Römer sich so schwer!  
Doch ich hob ihn und ich trank ihn leer.

Alt geworden, da die Liebe wich,  
Jugend, Jugend, trink' ich nun für Dich!  
Glühn und Stürmen: Jugend, Das bist Du!  
Kühl und still trink' ich Dir Urlaub zu!

Wieder hob der Römer sich so schwer,  
Doch ich hob ihn und ich trank ihn leer.

Liebe! Jugend! Was blieb noch zurück?  
Nur das Leben trübt noch meinen Blick!  
Wie ein Nachen, der vom Ufer stößt,  
Sei ich heut von ihm auch losgelöst!

Tage, werdet mir zum Ruderlied  
Eines Fährmanns, der gen Morgen zieht!

Dreimal trank ich meinen Römer leer.  
Keinen vierten heb' und trink' ich mehr.  
Eilig fährt ein Nachen heimathwärts,  
Dessen Fracht nur ein zer Schlagnes Herz.

Georg Bufe-Palma.



## Anzeigen.

**Schopenhauer, Wagner, Nietzsche.** Einführung in moderne deutsche Philosophie. München, C. F. Beck'scher Verlag.

Das Werk ist aus Vorträgen entstanden. Sie wurden vor zwei Jahren in Dresden gehalten; in einem großen Saal des Hauptbahnhofes. Während dieser Vorträge blickten wir auf eiserne Rippen, Eisenbrücken, Glaskuppeln, stählerne Pfeiler des Bahnhofbaues. Und oft kam von fern Brausen und Dröhnen von Maschinen herein. Das aber war uns recht. Es war Symbol für Das, was diese Vorträge wollten: inmitten des großen, bewegten Lebens einen stillen Ort, wo Einsicht und Einkehr, Normen, Ideale und das Einmalig-Einzige des Persönlichen neu zu ihrem Recht kämen. Dann aber, als das Wichtigere: ein Hinausrufen und Rühmarmachen Dessen, was in isolirter Selbstzucht und Selbstkultur gedieh, in den bunten Tag und Kampf des praktischen Lebens. Mein Buch ist mit keiner Zeile „pragmatisch“, historisch gemeint. Es ist „psychologisch“, will also die Denkmotive und Impulse der drei wichtigsten Gegenwartsmenschen klarlegen und analysiren. Es will mitahnend und einsühlend die drei großen Erzieher dieser Generation verstehen, also erleben lehren. Doch soll es auch ihre objektiven Kernprobleme isoliren und zu Gegenständen neuen Philosophirens erheben. Das aber kann nur geschehen, so weit es nicht als Jünger dieser Weltesmächte spricht. Es ist sein letzter Wunsch, vom Boden andersartiger Voraussetzungen ihre Bedingtheit, ihre Grenze und neue Wege über sie hinaus zu zeigen. Es soll sie im Lichte des modernen, andersartigen Denkens betrachten. Freilich: seiner Schwächen und Mängel bin ich mir qualvoll bewußt. Ich weiß: es ist suchend, unausgeglichen, komplizirt. Es ist oft zu stark accentuirt, zu vollständig und eindeutig. Ist zu sprunghaft, ehrgeizig, überstoppft. Dann wieder zu schwierig und gelehrtenhaft. Aber es könnte mir wohl Keiner nachschreiben. Das Buch handelt von der Seele eines Autors, kann aber strengste sachwissenschaftliche Kritik ertragen; vielmehr: es fordert sie als sein gutes Recht. Es giebt viele Hungerige, die ohne Vorstudien in Interessen, Fragestellungen, Lösungen der lebenden Philosophie eingeführt sein wollen. Viele, die keinen Halt haben im Gewirr religiöser, wirtschaftlicher, erkenntnistheoretischer, biologischer Meinung. Für sie ist hier ein Buch, das mit einigem guten Willen Jeder verstehen kann und das in einfacher Form mitten in den Reichthum modernen Seelen- und Bewußtseinslebens einführt. Feine, ernste Leser kann es leiten; und andere wünscht es sich nicht.

München.

Theodor Veiting.

**Ebenbürtigkeit!** Hugo Steiniß, Berlin.

Vor mir liegt ein Extrablatt der Landeszeitung, das in ergreifenden Worten das Ableben der jugendlichen Landesmutter meldet. Eine allgemeine Nervenzerrüttung hatte Lungenentzündung und schließlich Herzlähmung herbeigeführt. Daneben liegt ein Ausschnitt aus der Kreuzzeitung, auf dem ein Bletter von mir den plötzlichen Tod seines einzigen Bruders anzeigt. Der selbe freundwillige Bletter brachte mir bald nach dem Tod seines Bruders einen großen Stapel Briefe. So erlag ich der Versuchung, der Oeffentlichkeit Einblick zu gewähren in das Schicksal einer

Fürstin, die, noch ein Kind an Jahren, an gebrochenem Herzen starb, in das Schicksal eines Mannes, der einige Tage danach auf der Birch verunglückte.

Hans Erich Freiherr von Heu.

### Tod den Toten. Agel Junder in Stuttgart.

Das Neue im Inhalt dieses Buches soll nach Absicht des Verfassers eine neue Weltanschauung sein. Eine zarte, duldsame und doch unerbittlich-stählerne, gleichsam das Portrait eines gepanzerten Ritters in Pastellfarben ausgeführt, eine glücklicher machende, — und doch auch noch überdies nach Ansicht des Verfassers die richtige Weltanschauung. Und das Neue in der Form? Keine abstrakten Gedanken, abgeplückt vom schönen Baume der Begebenheiten und halb schon weissend. Sondern: Mitleuphilosophie; die Gedanken entstehen und gehen, blühend bei Südwind, bedrängt von Erosif, in Abenteuern duftend, im Tod erstarrt. Die Gedanken erleiden Feindseligkeiten, Drohungen, Begeisterung, Mißverständnisse. Sie leben.

Prag.

Max Brod.

### Entrechtet. Leipzig, Max Spohr.

Von Luzifers Geschlecht.

Im Azur, auf den hochgehürmten Stühlen,  
dort sitzen sie, die sich die Herren nennen  
im weiten All; die kein Erbarmen kennen  
und mitleidlos mit den Geschicken spielen.

Und auf der Erde nichts als Blüten, Kriechen,  
der Unzucht Sud, des Elends schmutzige Plage  
und in der Lede die verlorne Klage  
der müden Menschheit; und als Trost den Sicken,

daß nur das Schauspiel allzu bald nicht ende,  
davon die Götter wie vom Weisbrauch leben:  
vom Goldenen Alter jene grelle Sitze,  
vom Reich des Friedens an der Zeiten Wende;  
Trugbilder, wie sie Dichter hoffend weben,  
den Blick im Fernen, leidverjerrt die Züge.

Doch wir, wir müssen in der Tiefe leben,  
wo stumm des Abgrunds dunkle Schatten wallen  
und Nebel sich zu Spukgestalten ballen,  
die drohend ihre feuchten Schwingen heben.

Verwehmter Chor von rastlosen Versuchern,  
entfenden wir stets rege Thränenbäche  
zu einem Teich, um dessen schwarze Fläche  
in welcher Luft nur Distelstauden wuchern.

Kein Rachen theilt den dumpf-metallinen Spiegel;  
kein Hauch; nur über uns die breiten Flügel  
der Schicksalsvögel, die so lautlos schweben . . .  
Denn wir, wir müssen in der Tiefe wohnen,

Nebellen, aus des Lichtes Regionen  
gefürzt, wo umre Wege nun erheben.

Wo schon der Blick dem Chaos angehört,  
gelagert an des Weltalls fernsten Grenzen,  
in einer Nacht, da keine Sterne glänzen;  
Urvögel flattern, krächzend ausgehört:

Wir lauschen auf der Erde dumpfes Stöhnen,  
wie sie, ein Kranker, sich im Fieber windet,  
auf schwülen Kissen keine Linderung findet.  
Und durch die Nacht die Eisenhämmer dröhnen.

Millionen Herzen glühen wie Opferbrände;  
und eine Sehnsucht, daß dies Schauspiel ende,  
ein heißer Wunsch zur Himmelswölbung steigt:  
„Die Sterne aus dem Keiher loszuketten,  
ins Nichts die müde Welt zurückzubetten,  
bis einst der Urgrund schöne Blüthe zeugt.“

Lehenich.

Peter Hameder.



### Thomas Kerkhoven. Roman von Korfiz Holm. Verlag von Albert Langen.

Wyn Roman sagt Stendhal, er sei ein Spiegel, der auf einer Landstraße spaziren geht. Ist ers noch? Schreiben heute Viele von Denen, die in Betracht kommen, aus Lust an den Erscheinungen? Oder sind nicht fast Alle darauf aus, ihr eigenes Schicksal zu dichten? Das Seltenste ist jetzt Persönlichkeit; man ersehnt sie und überschätzt sie: vor Allem in sich selbst. Diese Zeitkrankheit zehrt an den Dichtern. Auch Korfiz Holm, der Verfasser fetter und feiner contos, hat, als er seinen ersten Roman schrieb, geglaubt, es müsse ein Lebensbuch werden, sein Lebensbuch. Dabei gehört er im Grunde zu Denen, die ihr Ich so wenig wie möglich wichtig nehmen und viel mehr durch die Dinge in Bewegung kommen als durch sich. (Also natürlich auch wieder durch sich, aber weniger unvermittelt). Nicht das Seelische des Thomas Kerkhoven zeichnet das Buch aus, obwohl einige gute lyrische Meditationen darin sind; aber die Leidenschaft dieses nordischen Menschen ist zu verdeckt, sie wird nirgends sehr stark fühlbar. Dagegen die münchener Schauspieler, die deutsch-russischen Provinzialen, das Geschäftliche, eine sehr moderne, noch kaum beobachtete Spielart von Geschäftsmann: Dies und Anderes sind sichere, unanfechtbare Sachen. Hier ist Jemand als Schriftsteller ungewöhnlich geschmackvoll und dennoch zu Dienst und Kampf in der Außenwelt tätig; und das praktische Leben breitet um ihn her kostbare Kenntnisse, die Andere erst mühsam erobern müssen, um damit ihre Innenerlebnisse symbolisch illustriren zu können. Er möge sie um ihrer selbst willen mit seinem Spiegel ergreifen! Weil sein Beruf dazu stark ist, thut ers schon im Thomas Kerkhoven, trotz seiner Abzicht, ein Lebensbuch zu dichten. Holm ist geschaffen, der Romancier zu sein, der den jetzt kaum von anderen als von schlechten Federn bedienten realistischen Roman in die gutgeschriebene Literatur zurückholt.

Heinrich Mann.



## Gründerrechte.

Die Oesterreichische Kreditanstalt führt mit den Erben eines ihrer Gründer einen Prozeß um die „Gründerrechte“. Dieses Wort hörte man in und nach Gründerjahren oft. Bei uns sind die Sonderrechte, die dem Gründer bei Emissionen einen Theilbetrag der neuen Papiere zu pari sicherten, durch die Aktiennovelle vom Jahr 1884 beseitigt worden. Die Bestimmung, die dieses Privileg abschafft, hat freilich keine rückwirkende Kraft; man wollte nicht in „wohlverworbene Rechte“ eingreifen. Wo solches Vorrecht vor dem Jahr 1884 gewährt wurde, gilt es also noch heute. Die meisten älteren Aktiengesellschaften haben die Gründerrechte durch Vereinbarung abgeschafft; bei der Oesterreichischen Kreditanstalt, der Laurahütte und den Berliner Elektrizitätswerken bestehen sie noch. Daß man den Gründern für die von ihnen gegenüber den Aktionären zu übernehmenden Verpflichtungen, insbesondere für die vom Paragraphen 202 des neuen Handelsgesetzbuches eingeführte Haftpflicht, einen Vortheil einräumen wollte, war erklärlich, so lange es keine Emissionen mit hohem Agio gab. Vor dreißig Jahren waren Emissionen über pari verboten und vor fünfundsiebenzig Jahren sprach man von ungebührlicher Ausschweifung, wenn Aktien mit einem Aufgeld von 20 Prozent herausgebracht wurden. Tempora mutantur. Heute hört man kaum noch von „Gründern“; man „betheiligt sich an der Errichtung einer neuen Gesellschaft“; und wer weniger als 100 Prozent Agio nimmt, darf auf besondere Hochachtung nicht rechnen. Hätte das neue Aktiengesetz die Gründerrechte nicht beseitigt, so wären sie heute höchst einträglich. Vor 1884 sorgten die Gründer dafür, daß die Gesellschaften alle paar Jahre neues Kapital und neue Aktien brauchten. Der Kurs der alten Aktien mußte hoch gehalten werden, da sonst das den Gründern zustehende Bezugsrecht *al pari* keinen Werth gehabt hätte. Die Kursstreberei mußte jeder Vermehrung des Aktienkapitals vorausgehen. Heute, bei unserer Effektenfluth, würden die Gründerrechte so unheilvoll wirken, daß daneben die Vortheile des Systems gar nicht in Betracht kämen. Die Gründer, sagt man wohl, haben ein Interesse daran, den Kurs der alten Aktien nicht zu tief sinken zu lassen; sie sorgen also für Stabilität und nützen damit allen Aktionären. So scheint's; zu wünschen ist aber, daß der Kurs nicht von außen „gemacht“ wird, sondern den inneren Verhältnissen, der Rentabilität der Gesellschaft entspricht. Wir wollen weder das Wort noch den Begriff „Agiotage“. Die Beseitigung des Privilegs ist denn auch auf allen Seiten gelobt worden; und die Gesellschaften, die es noch haben, sollten sich bemühen, die Privilegirten zum Verzicht zu bewegen.

Paragraph 283 des Handelsgesetzbuches bestimmt, daß außerordentliche Bezugsrechte der Gesellschaft gegenüber unwirksam sind. Das Reichsgericht hat, obwohl namhafte Juristen, mit Berufung auf die Novelle vom Jahr 1884, dagegen sprachen, in „feststehender Rechtsprechung“ erkannt, daß die vor der Novelle gewährten Bezugsrechte auch jetzt noch gelten; die Beschlüsse über Kapitalerhöhungen müssen bei der Bestimmung des Ausgabekurses also auf die älteren Bezugsrechte Rücksicht nehmen. Wenn beschlossen wird, neue Aktien über pari auszugeben, bleibt das Vorrecht der Gründer, einen Theilbetrag *al pari* zu beziehen, bestehen. Das könnte man sich schließlich gefallen lassen; aber das durch die Judikatur geheiligte Privileg hat den Juristen schon die härtesten Flüsse zu knaden gegeben. Auch ein so erfahrener Mann wie Staub kam zu keiner völligen Klarheit über die Konse-

quenzen der Gründervorrechte; er hielt für möglich, daß die Gründer ohne Befragen der Generalversammlung die Ausgabe neuer Aktien verlangen können. Der Fall ist in der Praxis ja undenkbar; daß er konstruiert und als diskutabel hingestellt werden konnte, spricht jedenfalls nicht für die Erhaltung der Ueberbleibsel des Sonderrechtes. Für die Abschaffung der Gründerrechte spricht ferner der Umstand, daß sie veräußerlich und vererblich sind. Sie können also auf Personen übertragen werden, die zu der Gesellschaft keinerlei Beziehungen mehr haben, auch nicht einmal mehr Aktionäre, also mit keinem Risiko belastet sind. Das ist ungerecht; denn der Sinn des Aktienwesens will getheilten Gewinn und getheiltes Risiko. Ein so erworbenes Gründerrecht ist aber auch für die Aktionäre unbequem: wenn es verkauft wird (was oft geschieht, da dem Besitzer natürlich nur an dem aus der Kursdifferenz erwachsenden Nutzen liegt) entsteht leicht ein Druck, der den Kurs senkt. Und diese Gründerrechte erlöschen nicht einmal nach dem Beschluß der Liquidation, sondern gelten noch, wenn nachher das Kapital erhöht wird. Die Auflösung einer Aktiengesellschaft hat ja selten den Zweck der Auftheilung des Vermögens, sondern ist in den meisten Fällen die Folge schlechten Geschäftsganges; gewährt hier aber noch die Möglichkeit einer Spekulation. Beim Uebergang einer Aktiengesellschaft auf eine andere erlöschen die Gründerrechte, die an der verschwindenden Gesellschaft haften, ohne Weiteres. Giebt eine Aktiengesellschaft, nachdem sie ihr Grundkapital herabgesetzt hat, neue Aktien aus, so können bei diesen Emissionen die Sonderrechte geltend gemacht werden, selbst wenn durch die neue Kapitalserhöhung der ursprüngliche Betrag des Grundkapitals nicht erreicht wird. Ermäßigt also eine Aktiengesellschaft ihr 10 Millionen Mark betragendes Kapital durch Zusammenlegung der Aktien auf 5 Millionen und erhöht diese Summe später um 2 Millionen, dann um eine Million, so daß schließlich das Kapital wieder 8 Millionen beträgt, dann bleibt den Gründern bei den beiden neuen Emissionen der Anspruch auf ihr Vorrecht; sie könnten also dreimal ihr Privileg ausnützen. Daß dieser Fall vorkommen kann, zeigt das Beispiel der Oesterreichischen Kreditanstalt. Das Aktienkapital des Instituts betrug 120 Millionen Kronen, wurde dann auf 100, später auf 80 Millionen herabgesetzt, 1899 wieder auf 100, 1906 auf 120 Millionen Kronen erhöht. Nach den Statuten vom Jahr 1855 wäre den Gründern bei jeder Emission ein Sonderrecht zu bewilligen gewesen. Im Jahr 1905 wurde aber in die Statuten der Satz eingefügt, die Gründerrechte gelten nur für die „über 120 Millionen Kronen hinaus auszugebenden Aktien“; das wiener Handelsgericht und das als Berufungsinstanz angerufene Oberlandesgericht hat denn auch die Klage der Gründer abgewiesen. Den Prozeß führen die Rechtsnachfolger Leopolds von Lamel, des Mitbegründers der Kreditanstalt. Sie behaupteten, durch Anerkennung der Gründerrechte bei der 1899 erfolgten Emission von 20 Millionen Kronen neuer Aktien habe die Kreditanstalt ein Präjudiz geschaffen. Damals hatte die Verwaltung die Frage der Gründerrechte aber als eine höchst zweifelhafte bezeichnet, die durch Gerichtsspruch zu beantworten sein werde, und ausdrücklich erklärt, daß sie diese Vorrechte durch die Hinnahme des Privilegs in dem einen fraglichen Fall nicht als unbestreitbar anerkenne. Das Vorgehen der Erben Lamels fand um so weniger Billigung, als die übrigen Gründer der Kreditanstalt im Jahr 1901 einem Vergleich zugestimmt haben, der die künftigen Bezugsrechte in einer der Gerechtigkeit entsprechenden Weise regelt. Die Voraussetzungen, auf denen das Gründervorrecht beruht, sind hinfällig geworden; man sollte also auf dieses Recht

endgiltig und freiwillig verzichten. Rämels Erben wollen nun beim Obersten Gerichtshof Revision anmelden; erst dessen Spruch wird die Entscheidung bringen.

Gegen die Ausübung von Gründerrechten können sich die Aktiengesellschaften, bei denen solche noch bestehen, dadurch schützen, daß sie die Gelegenheiten zur Ausübung des Privilegs möglichst vermeiden. So hat die Laurahütte gemacht. Seit dem Jahr 1873 hat sie keine neuen Aktien mehr ausgegeben. Sie hat heute noch ein Aktienkapital von nur 27 Millionen Mark, weniger also als, namentlich seit die Zusammenschlüsse in die Mode gekommen sind, viele große Montangesellschaften. Da die Gründer der Laurahütte das Recht haben, von Jungen Aktien die Hälfte *al pari* zu beziehen, und da dieses Bezugsrecht in Folge der Kurssteigerung sehr werthvoll geworden ist, hat die Gesellschaft, um den Gründern nicht auf Kosten der anderen Aktionäre einen unverdient hohen Gewinn zu gewähren, ihren Geldbedarf nicht durch Ausgabe von Aktien, sondern durch Aufnahme hypothekarisch gesicherter Anleihen befriedigt. Ihre Anleihe Schuld beträgt 20 Millionen; eine Hälfte ist zu 3½, die andere zu 4 Prozent verzinslich. Einem gut rentirenden Unternehmen, wie es die Laurahütte ist,bürdet eine festverzinsliche Schuld keine so schwere Last auf wie einer Gesellschaft mit ungleichen Erträgen. Deshalb sollte man prinzipiell, wenn die Lage des Geldmarktes es gestattet, die Ausgabe von Aktien der Aufnahme von Anleihen zur Beschaffung nothwendiger Betriebsmittel vorziehen. Die Verwaltung der Laurahütte sorgte aber, als sie sich zu ihrer Taktik entschloß, für die berechtigten Interessen ihrer Aktionäre. Von einem der Gründer wurde vor zwei Jahren Beschwerde darüber geführt, daß die Gesellschaft die Ausübung des Bezugsrechtes auf neue Aktien unmöglich mache, und der Beschwerdeführer erbot sich sogar, neue Laurahütte Aktien, statt zu Pari, wie es sein Recht sei, zu 170 Prozent zu übernehmen; aber die Generalversammlung verwarf die Klage ihr Ohr und billigte die Haltung des Vorstandes. Die letzte deutsche Aktiengesellschaft, die sich Gründerrechte einräumen ließ, war die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die, als einzige Gründerin der Berliner Elektrizitätswerke, die Hälfte aller neuen E. L. W. Aktien zum Parikurs beziehen kann. Bei der letzten Emission von 6,30 Millionen Aktien brachte das Vortrecht der A. E. W. einen Gewinn von 3,15 Millionen. Mit diesem Gründerrecht kann man sich allerdings abfinden, da die beiden Gesellschaften eng zusammenhängen und der Gewinn nicht einer einzelnen Person, sondern allen Aktionären der A. E. W. zufällt. Durch solche Ausnahmen wird das Privileg aber nicht erträglich. Gründerrechte! Wer den Namen ausspricht, merkt, daß wir im Lauf der Zeit doch solider geworden sind; trotzdem heute an Emissionen so viel verdient wird. Wie aber sahen damals die Gründungen oft aus! Und die Gründer selbst! Man wies mit dem Finger auf sie, wenn sie im Zoologischen Garten oder in einer Weinstube der Altstadt die Sektproppen knallen ließen; zeigte im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihre kleinen Freundinnen. Der Typus ist ausgestorben oder hat sich den neuen Sitten akklimatisirt. Unser Aktienwesen hat die Kinderkrankheiten hinter sich (womit nicht behauptet werden soll, daß es nun kerngesund sei). Dem Privileg, dem schon vor zweiundzwanzig Jahren das Ende bereitet werden sollte, muß endlich die Sterbestunde schlagen. Sogar an die Unsitte der Strohmännchaft erinnert es noch. Nach einem Urtheil des Reichsgerichtes haben die ersten Zeichner selbst dann Anspruch auf ihr Bezugsrecht, wenn sie nur Strohmänner waren. Auch diese Wanderlichkeit zeigt, daß es hohe Zeit ist, die Reste des nicht mehr begründeten Vorrechtes zu beseitigen. *Vadon.*

**Circus Busch**Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr**R O M**

**Grösse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.**  
 Besonders hervorzuheben: Das Radium-Ballet. Die grossen  
 Kampfspele im Circus Calligula. Die Todesfahrt über die zersprengte  
 Brücke. Brand und Zusammensturz des Castor-Tempels. Feen-  
 hafte Licht- und Wasserspiele, sowie das grosse Galaprogramm.

**Gebr. Brockmann** Radfahrten im **Todes-Globus.**

**Allen die sich matt und elend fühlen,**

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut  
 und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten  
 glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien.  
 Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

**Natürliches Karlsbader Sprudelsalz**

ist das  allein echte Karlsbader Salz. 

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

**Goerz-<sup>Anschütz-</sup>Klapp-Camera „Ango“**  
 mit Goerz-Doppel-Anastigmat.

Für  
**Fachleute**  
 und  
**Amateure.**



Für  
**Fachleute**  
 und  
**Amateure.**

Leicht, stabil, kompensiös und elegant.

**Neues Modell.**

Von aussen verstellbarer, geschlossen aufziehender Schützverschluss für Zeit-,  
 Ball- und Momentaufnahmen (bis  $\frac{1}{1000}$  Sekunde). Mit Tele-Einrichtung für Fern-  
 aufnahmen geeignet.

Kataloge kostenfrei Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

Optische  
 Anstalt

**C. P. Goerz,**

Aktien-  
 Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56.

London

Paris

New York

Chicago

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.  
 Freitag, d. 11., Sonnab., d. 12., Montag, d. 14./1.  
**Die Geschwister. Die Mitschuldigen.**  
 Sonntag, den 13./1.  
**Das Wintermärchen**  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Kammerspiele

des Deutschen Theaters  
 Freitag, den 11., u. Sonnabend, den 12./1. 8 U.  
**Frühlings Erwachen.**  
 Sonntag, den 13. u. Montag, den 14./1. 8 U.  
**Gespenster.**

### Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.

**Eine lustige Doppel-Ehe**  
 Sonntag, den 13./1. Nachm. 3 U. 11-11 $\frac{1}{2}$  um Fünfe

### Theater des Westens.

Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag,  
 den 13 und Montag, den 14/1 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.  
**Cousin Bobby**  
 (Fritz Werner als Gast).  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Neues Theater

Anfang 8 Uhr.  
 Freitag, den 11. und Sonntag, den 13./1.  
**Die Hochzeit von Poël.**  
 Sonnabend, den 12./1.  
**Die Condottieri.**  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.  
 Freitag, den 11./1. 7 $\frac{1}{2}$  U. **Der Freischütz**  
 Sonnabend, den 12./1. 7 $\frac{1}{2}$  U. **Die Regimentskocher.**  
 Sonntag, den 13./1. 7 $\frac{1}{2}$  U. **Die Fiedermaus.**  
 Montag, den 14/1. 7 $\frac{1}{2}$  U. **Der Troubadour.**

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

### Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
 in 8 Bildern von Julius Freund.  
 Musik von Victor Holländer.  
 Besetzt: Massary, Giampietro,  
 Josephi. Phila Wolff.

**Cabaret Unter den Linden 22.**  
 Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.  
**Eliteprogramm** Schlager auf Schlager.

## Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. \* Künstler Doppel-Konzerte.

Das Nietzschebuch der Saison!!

## Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8°  
 M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hfz. M. 9.—, Aus-  
 ländliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. v.

Landshuterstr. 2

60.—70. Tausend.

### Die Elektrizität und ihre Technik

von Ingenieur W. Heek  
 Ueber 110 Druckbogen, mit 34 Tafeln, 1200  
 Text-Abbildungen sowie verschieden-nen  
 Beilagen, ferner 3 zerlegbaren Modellen  
 neuer Konstruktion selbst Kränzenng.

Siebente vollständig umgearbeitete Auflage.

Erscheint in 20 Heften à 40 Pf. und 3 Mo-  
 dellheften à M. 3.50, auch elegant gebun-  
 den in 3 Prachtbänden à 15 M. und ist  
 durch alle Buchhandlungen zu beziehen.  
 Prospekt gratis und franko.

Unentbehrlich für Laien und Fachleute!  
 Ernst Wiest Nachf., Verlagsbuchhandl. G. m. b. H.  
 Leipzig, Penthesstrasse 22

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz. Anfang 8 Uhr.  
Freitag, d. 11./1. 8 U. **Der Helfer.**  
Sonnabend, d. 12./1. 8 U. **Herthas Hochzeit.**  
Sonntag, den 13./1. 8 U. **Beste Verlobung.**  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Jeden Freitag. **Populäres Sinfonie-Concert d. Mozartsaal-Orchesters**  
Jeden Sonntag. **Populäres Concert d. Mozartsaal-Orchesters.** Dirigent Hofkapellmeister Paul Prill.

### Komische Oper

Freitag, den 11., Sonntag, den 13./1. 8 Uhr.  
**Hoffmanns Erzählungen.**  
Sonnabend, den 12. u. Montag, den 14./1. 8 U.  
**Carmen.**  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Kleines Theater.

Freitag, den 11., Sonntag, den 13. und Montag, den 14./1. 8 Uhr.  
**Eine triviale Komödie für seriöse Leute.**  
Sonnab., d. 12./1. 8 U. **Ein idealer Gatte.**  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag den 13. und Montag, den 14./1. 8 Uhr.  
**Husarenfieber**  
Sonntag, den 13./1. Nachm. 3 Uhr.  
**„Unsere Käte.“**  
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Schockethal

5. Cassel. Berol. Kanal f. a. 12., bei N. 6. Bröge. Wiedrig. Fern. Tel. 119 Axel Saret. Dr. J. J. Smitz.

## Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn  
**Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).**

Sanatorium f. Magen-, Darm-  
Leberleidende u.

### Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer  
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 c.

## Schnell u. Sicher

The BERLIN  
MESSENGER-BOY  
COMPANY m. b. H.

Tel. VI. 9781.

### 👉 Boten 👈

für Besorgungen jeder Art innerhalb und ausserhalb Berlins.  
**Telephonische oder mündliche Bestellung.**



### Geschäftliche Mitteilungen.

**Prosit Haase-Bock!** Bayern und Schlesien sind unbestreitbar die Bierprovinzen Deutschlands und Breslau ist, was Bierkonsum betrifft, Augsburg, schlesische München; wer in Pilsen, Oggersheim, ist, weiss, dass dort in allen besseren Restaurants mit besonderer Vorliebe „Haase Bier“ getrunken wird. Auch in der deutschen Reichshauptstadt und deren Vororten hat sich dieses ausgezeichnete Bier seit seiner Einführung in allen bierverständigen Kreisen eingebürgert. Sein Wohlgeschmack und die mit Recht gefürchtete Bekömmlichkeit mehren die Zahl seiner Konsumenten von Tag zu Tag. Der steigende Umfang des Geschäftsverkehrs der Berliner Haupt-Niederlage beweist dies eklatant. Es handelt sich eben um ein Bier, was dem Münchener in nichts nachsteht, dabei aber weit seltener ist: und das „Haase Bock-Bier“ gar gilt den Bierkennern seit lange als ein besonders exquisites Produkt der Braukunst. Dieses Bock-Bier nun kommt von heute ab in allen Lokalen, welche Haase-Bier führen zum Ausschank und auch zum Versand durch die Haupt-Niederlage, Schliesischestr. 28. Deshalb rufen wir unsern lieben Landsleuten heut wieder mal recht kräftig zu: „Prosit Haase-Bock!“

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen:

**Neue Kommunal-  
Gewerbsteuern.**

Eine sozial-wirtschaftliche Studie.

Von

**Dr. Robert Brunhuber.****Preis: 60 Pfg.****Die Spekulation im neu-  
zeitlichen Städtebau.**

Eine Untersuchung der Grundlagen  
des städtischen Wohnungswesen.  
Zugleich eine Abwehr der gegen  
die systematische Wohnungsreform  
gerichteten Angriffen.

Von

**Dr. Rud. Eberstadt,**Privatdozent an d. Kgl. Friedr.-Wilhelms-  
Universität in Berlin.**Preis: 4 Mark.****Liköressenzen**

zur Herstellung von Rum, Cognac und ähn-  
lichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen  
4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt,**  
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

**Ueber Naumburg a. S.**

den **Ruhsitz** zahlreicher  
**Rentiers, pens. Offiziere**  
**und Beamte**

gibt bereitwilligst Auskunft und ver-  
sendet Prospekte: **Der Haus- und**  
**Grundbesitzer-Verein.**

**Echte Portweine!**

Bortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,  
Bortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,  
Bortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,  
Retwahl: St. Emilion per Fl. Mk. 0.74  
3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert  
vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.  
**I. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.),**  
Wein-Import und Versandhaus.

**Nervenschwäche** der Männer

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0.20 für Porto unter Couvert  
**Faul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

**„Observer“** Unternehmen für  
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,  
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-  
und Wochenschriften aller Staaten und ver-  
sendet an seine Abonnenten  
**Zeitungsausschnitte**  
über jedes gewünschte Thema.

**Prospekte gratis.****Waldpark-Sanatorium****Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.**

3 Spezialärzte. — Winterkuren.

Sämtliche mod. Kurmittel. Aller Comfort. Prospekte. Besitzer: **Dr. FISCHER.****Blasewitz bei Dresden.****Ermahnung.**

Gebt Euren Mädels und den Buben  
nur **Poetko's Apfelsaft** aus **Guben.**

**Poetko's Apfelsaft** ist süßliges frisches Obst. Alkohol-  
frei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheits-  
getränk für Kinder. Nervöse, Genesende. Versand in Kästen,  
& 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

**Ferd. Poetko, Guben iS.**

Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probeflaschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

# Bank für Handel und Industrie.

Berlin — Darmstadt — Frankfurt a. M. — Halle a. S. —  
Hannover — Stettin — Strassburg i. E.

Cottbus — Forst i. L. — Frankfurt a. O. — Giessen — Greifswald — Guben —  
Lahr i. B. — Leipzig — Offenbach a. M. — Prenzlau — Spremberg — Stargard i. P.

**Aktien-Kapital und Reserven 183½ Millionen Mark.**

## Berliner Depositenkassen und Wechselstuben:

|                                                          |                                                             |                                                                         |
|----------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------|
| Hauptdepositenkasse Behren-<br>strasse 48 (W. 64).       | G) Ritterstrasse 98/99 (S)<br>(Stahlkammer).                | N) Landsbergerstr. 29 (NO 18).                                          |
| A) Schinkelplatz 1—2 (W.)<br>(Stahlkammer).              | H) Charlottenburg, Berliner-<br>strasse 123a (Stahlkammer). | O) Koepenickerstr. 110 (SO 16)<br>(Stahlkammer).                        |
| B) Charlottenstrasse 59 (W.)                             | I) Schönhauser Allee 45a/46a<br>(N 58) (Stahlkammer).       | P) Kurfürstendamm, Ecke Fa-<br>sanenstrasse (W. 15) (Stahl-<br>kammer). |
| C) Victoria-Luisen-Platz 6 (W)<br>(Stahlkammer).         | K) Frankfurter Allee 76 (O 34)<br>(Stahlkammer).            | Q) Gr.-Lichterfelde West, Karl-<br>strasse 1, 2 (Stahlkammer).          |
| D) Halensee-Grünwald, Ho-<br>brechtstr. 1 (Stahlkammer). | L) Vermögensverwaltungs-<br>stelle, Behrenstr. 48 (W. 64).  | R) Zehlendorf, Hauptstr. 1.                                             |
| E) Schillstrasse 11 (W.)<br>(Stahlkammer).               | M) Reinickendorfer S (N. 39)<br>(Stahlkammer).              | S) Friedrichstrasse 46 (Stahl-<br>kammer).                              |
| F) Jerusalemstr. 19/20 (W.)                              |                                                             |                                                                         |

Die Depositenkassen eröffnen laufende Konten für den

## Depositen- und Scheck-Verkehr

und besorgen

An- und Verkauf von Wertpapieren,  
fremden Geldsorten, Schecks und  
Wechseln auf das Ausland,  
Einlösung von Coupons,  
Aufstellung von Kreditbriefen auf alle  
Hauptplätze des In- und Auslandes,

Übernahme von Wertpapieren zur  
Verwahrung und Verwaltung,  
Annahme von geschlossenen Depots,  
Verlosungskontrolle und Versicherung  
von Wertpapieren gegen den Kurs-  
verlust bei Auslosung.

Ferner befassen sich die Depositenkassen mit Beschaffung  
und Unterbringung von

## Hypothekengeldern.

# Stahlkammern.

Die Stahlkammern der Depositenkassen dienen der  
Aufbewahrung von Wertpapieren, Hypotheken-Dokumenten,  
Urkunden, Wertgegenständen, Schmucksachen etc.  
unter eigenem Verschluss des Mieters.

Die Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit Wechselstuben und  
Depositenkassen sowie für Benutzung der Stahlkammern werden an den  
Kassen der Bank kostenlos ausgehändigt.

Prospekt der

**Deutschen Kautschuk A.-G. in Berlin u. Kamerun.**Capital 3 Millionen Mark. Gezeichnet über  $2\frac{1}{4}$  Millionen Mark.

Zeichnungsschluss 15. Januar 1907.

**1. Zeichnungsbedingungen.**

Das Aktien-Kapital von 3 000 000 Mark ist eingeteilt in Aktien à 1000 Mark. Bei Zeichnung sind 5%, bei Zuteilung 20% einzuzahlen. Die restlichen 75% in drei Jahresraten zu je 25%.

Da die gezeichneten Beträge erst nach und nach zur Einzahlung gelangen, entsteht für den Zeichner nur ein geringer Zinsverlust, den die auf Grund vorsichtiger Berechnungen berechtigter Weise zu erwartende Dividende reichlich aufwiegen wird.

Nach den gleichen Berechnungen ist anzunehmen, dass die Ausschüttung von Dividenden in später steigendem Masse voraussichtlich gleich nach Volleinzahlung des Kapitals wird beginnen können.

**2. Gegenstand des Unternehmens.**

Gegenstand des Unternehmens ist in erster Linie, in Kamerun Plantagenwirtschaft insbesondere die Kautschukkultur zu betreiben.

Zu diesem Zwecke hat sich die Gesellschaft durch Optionsvertrag den ca. 4000 ha umfassenden Besitz der Koke- und Ekona-Plantagen gesichert.

Ueber dieses Land schreibt Herr Professor Dr. P. Preuss anlässlich einer Expedition im Jahre 1898: „Besonders zwischen Ekona und dem ersten Uebergang über den prächtigen Madali-Fluss, einen rechten Nebenfluss des Mungo, durchschreitet man 1½ Stunden lang eine ausgedehnte Ebene, welche an Fruchtbarkeit des Bodens und an Schönheit der Vegetation alles übertrifft, was ich bisher in Kamerun gesehen habe.“

Ausserdem hat das Land folgende Vorzüge:

1. Es führt von Viktorias eine Eisenbahn bis Soppo.
2. Die vorhandenen Anlagen und das Vorkommen wilder Kikxien, die kostenloses Saatgut liefern, zeigen, dass das Land zum Anbau dieses hochbewerteten Gummi liefernden Baumes vortrefflich geeignet ist.
3. Die Arbeiterverhältnisse sind sehr gute.
4. Besonders wertvoll ist der vorhandene Kolabestand, da Kola nur an wenigen, engbegrenzten Stellen der Erde wächst.
5. Die bestehenden Kulturen ermöglichen voraussichtlich gleich nach Volleinzahlung des Kapitals die Ausschüttung einer Dividende.

**3. Aussichten der Gummi-Kultur in Kamerun.**

Der Kautschukpreis wird sich für die Produzenten immer günstiger stellen, da durch Raubbau in kurzer Zeit die noch in wildem Zustande vorkommenden Gummibäume vernichtet sein werden. Plantagen sind erst in geringem Masse im Vergleich zum Weltkonsum in Angriff genommen worden, da nur wenige Länder hierzu geeignet sind. Unter diesen ist es in hervorragender Weise Kamerun, wie einerseits die bisherigen Erfahrungen der kameruner Plantagen lehren, andererseits von ersten Fachleuten, wie Professor Preuss, Prof. Dr. O. Warburg, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wohltmann, Dr. R. Schlechter betont wird.

**4. Rentabilität der Gesellschaft.**

Neben der Pflege der vorhandenen Bestände ist die Anlage von je 400 Hektar Kikxien in den nächsten 5 Jahren in Aussicht genommen.

Die mit grösster Vorsicht aufgestellte Berechnung, der Minimal-Erträge pro Baum und ein Preis von nur 3,50 M. pro Kilo (jetziger Marktpreis 8 M.) Ioko Hamburg zu Grunde gelegt sind, stellt reichliche Verzinsung in Aussicht, deren Ausschüttung durch die vorhandenen Anlagen voraussichtlich gleich nach Volleinzahlung des Kapitals beginnen kann.

Wir unterlassen es ausdrücklich, unsererseits eine bestimmte Höhe der Dividenden, die wir nach unseren vorsichtigen Berechnungen glauben erwarten zu können, anzugeben. Dies vorausgeschickt, wollen wir aber andererseits nicht unterlassen, die Anschauung wiederzugeben, welche andere Gesellschaften von der Prosperität der Gummikultur in Kamerun hegen. Solche Berechnungen schliessen auf 8% bis zu 35% und mehr.

Die neuesten Anzapfungsversuche durch Herrn Dr. Schlechter an plantagenmässig ausgepflanzten noch nicht 6-jährigen Kikxien haben die von Blüten dieses Alters erwarteten Erträge bei weitem übertraffen.

In einem auf dem Kolonial-Kongress zu Berlin am 5. Oktober 1905 gehaltenen Vortrag betonte das Vorstandsmitglied der „Vereinigten Gummwaren-Fabriken Hamburg-Wien“, Herr Louis Hoff-Harburg, den steigenden Konsum von Roh-Lummi, w e r insbesondere neben anderem, auch durch die neue Automobilindustrie bedingt ist. Besonders bemerkenswert ist folgender Ausspruch dieses Grossindustriellen:

„ . . . . . Angesichts des Umstandes aber, dass die Kautschukplantagen, wenn sie einmal ertragfähig geworden sind, auch eine um so höhere Rente erwarten lassen und eine gute Verzinsung sichern, sind heute Befürchtungen irgendwelcher Art kaum noch berechtigt.“ Eine Beteiligung ist somit als aussichtsreiche Kapitalanlage zu empfehlen.

**5. Organisation der Gesellschaft.**

Der Gesellschaft, deren verantwortlicher Leiter an Ort und Stelle in dortigen Pflanzungsbetrieben Erfahrungen gesammelt hat, steht ein eingearbeitetes Personal zur Verfügung. Sie hat ihren Sitz in Berlin und eine Zweigniederlassung in Kamerun.

Zum Eintritt in den Aufsichtsrat haben sich bereit erklärt: **G. Doertenbach-Storr**, Kaufmann, Stuttgart; **Dr. jur. H. Hoesch**, Fabrikant, Dören (Rhld.); **V. Hoesch**, Rentier, Berlin; **V. Kreckow**, Ritterspatsbesitzer auf Rumböke b. Stolp (Pommern); **O. Lümann**, Antwerpen; **Freiherr Pergler von Perglas**, Wildprechtsroda bei Salungen; **Graf M. Freil**, Gene skonsul a. D., Berlin; **Dr. J. Semler**, Mitglied des Reichstags, Hamburg; **E. Ullmann**, Mitglied der Handelskammer, Berl. n.

**6. Aussichten für den Einzelnen.**

Auf eine Aktie von 1000 M. sind im ersten Jahre 250 M. einzuzahlen und im Lauf von drei Jahren weitere je 250 M. Voraussichtlich wird gleich nach Volleinzahlung des Kapitals die Ausschüttung einer angemessenen Dividende beginnen, die successive steigen wird.

Die spätere Einführung der Aktien an den Börsen ist in Aussicht genommen.

Denkschrift und Satzungen werden auf Verlangen zugesandt.

Zeichnungen werden angenommen von der Deutschen Kautschuk-A.G. in Vorber. z. H. des Herrn H. F. Picht, Berlin W. 64, Unter den Linden 3a, Einzahlungen erfolgen an das Konto der Koke-Pflanzung G. m. b. H. bei dem A. Schaafhausen'schen Bankverein, Berlin W., Französischestr. 53/55.

Deutsche Kautschuk-Aktiengesellschaft i. Vorber. H. F. Picht.

## Zeichnungsschein.

Ich verpflichte mich, von dem Grundkapital der zu errichtenden Deutschen Kautschuk-A.G. .... zum Nennbetrage auszugebende Aktien von je Mark 1000, zusammen M. .... nominell zu übernehmen und zahle 5% des geseichneten Betrages gleichzeitig an das Konto der Koke Pflanzung G. m. b. H. bei dem A. Schaafhausen'schen Bankverein, Berlin W., Französischestr. 53-55. Weitere 20% werde ich bei der Zuteilung leisten, den Rest in Raten von 20%, im Laufe der folgenden 3 Jahre nach Bestimmung und auf Ansuchen des Vorstandes.

An die Deutsche Kautschuk-A.G. i. Vorber. .... den 1907  
z. H. des Herrn H. F. Picht  
Berlin W. 64, Unter den Linden 3a.

## Bestellungen

auf die

# Einbanddecke

zum 57. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. I. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu n Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

**Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See**

**Große Orientfahrt**  
ab Ostern 18. Februar.

**5 Mittelmeerfahrten**  
während der Monate  
September, März, April u. Mai.

**2 Medindienfahrten**  
ab New York in Januar  
und 5. März

**15 Kreise nach Ägypten**  
während der Monate  
Januar bis Mai.

**Winterrfahrten**  
während der Monate  
Januar bis Mai.

**Nach der Kieler Woche**  
nach Kähren eröfnet die Reise.

**Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,**  
Abteilung Vergnügungsreisen.

**Nordlandfahrten**  
während der Monate  
Juni, Juli und August.  
3 Nordlandfahrten bis  
Dronöholm.  
4 Nordlandfahrten bis zum  
Nordkap.  
5 Nordlandfahrten bis  
Spitzbergen.  
6 Nordlandfahrten nach  
Island u. Spitzbergen.  
7 Nordlandfahrten nach  
Island u. dem Nordkap.  
8 Fahrt nach Grönland  
ab Hamburg u. Schweden.  
9 Schweden  
ab Hamburg u. Schweden.



**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915

„ 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Berlin

HOTEL.

# DER KAISERHOF

UMBAU VOLLENDET

Gr. Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Festsäle Kaiserhof

Grosse Halle Kaiserhof (4 $\frac{1}{2}$ —6 Five 6 clock. Konzert).

## VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten

wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorläufigen Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.

Modernes Verlagsbureau Curt Wismar



**Alle erdenklichen**  
Papierwaren und Büro-  
Artikel (Marke „Juno“)  
finden Sie gegliebig u.  
preiswert in unserem  
Gratis-Katalog No. 112.  
„Juno“ Kontorbedarfs-  
Ges. Münschen.

## Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzulösen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, psychographologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

## Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Befehlen

# Serenissimus?

Mit Zener

„Serenissimus“  
Cognac-Likör

## Herbst- u. Winterkuren.

# „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

## Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Eruirungsschellen der Neuzeit eingerichtete, Windgeschützte, nebelfreie, nachholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mückernstr. 118.



Das Haus  
**MOËT &  
 CHANDON**

*besitzt in dem besten Lagen der  
 Champagner mit 750 Hectar  
 ca. 3000 preuß. Morgen  
 mehr Weinberge, als seine erst-  
 klassigen Konkurrenten zusammen.  
 Zur Zeit der Reife beschäftigt das Haus  
 Moët & Chandon ca. 5000 Personen.  
 Der Besitz der besten Lagen sowie eine  
 über 150 Jahre alte Praxis in der  
 Behandlung der Weine bedingt  
 die stets gleichmäßig vorzügliche  
 Qualität von*  
**White Star „sec“**  
*Champagner*